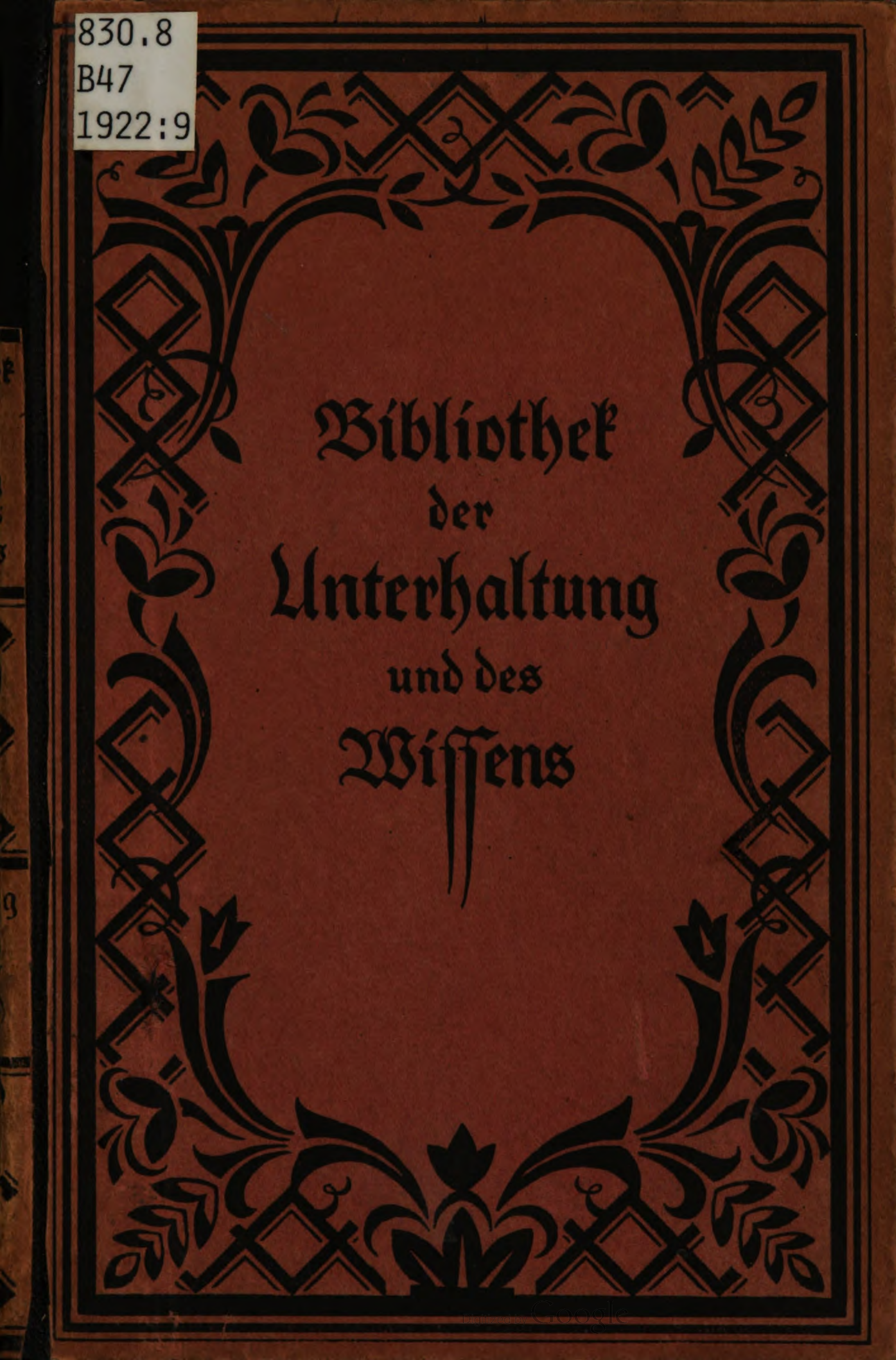

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens


SCHULZE

Die Preisverteilung
für die eingegangenen Rätsellösungen
hat stattgefunden

Die Namen der Preisträger sind auf Seite 179 u. 180 dieses Bandes veröffentlicht. Auf Seite 178 findet sich auch

das dritte Preisrätsel,

für dessen Lösungen weitere M. 1000 zur Verfügung stehen, und zwar:

1	Preis	zu	150	Mark	M. 150.–
1	„	„	100	„	„ 100.–
3	Preise	„	50	„	„ 150.–
10	„	„	30	„	„ 300.–
15	„	„	20	„	„ 300.–

Die Einsendung der Lösung muß bis spätestens 15. Mai 1922 erfolgen.

* * *

Das Ergebnis
des Wettbewerbes von Beiträgen
aus dem Abonnentenkreise

ist leider gegen unser Erwarten unbefriedigend. Es haben sich verhältnismäßig wenig Abonnenten zur Teilnahme entschlossen, und unter den Manuskripteinsendungen haben wir zu unserem Bedauern keine zur Veröffentlichung in der „Bibliothek" geeignet gefunden. Ebenso haben die hinzugezogenen unparteiischen Sachverständigen entschieden. Wir nehmen an, daß manche an sich zur Mitarbeit befähigte Leser sich nur durch die gegenwärtigen, drückenden Verhältnisse von einem Versuch zurückschrecken ließen.

Die ausgesetzten Preise werden deshalb für eine spätere Ausschreibung zurückgestellt.



Zu der Erzählung „Die goldene Kapsel" (S. 25).
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen



9. Band
Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Die goldene Kapsel

Von Karl Kunz

Mit Bildern von Adolf Wald

Ein junger Eisenbahner tritt munter grüßend in die Gaststube der Matzelbacher Brettsäge. Die Haustochter erhebt sich von ihrem Nähtischchen beim Fenster und fragt nach seinen Wünschen.

Als sie an ihm vorüber will, um ein Glas Bier zu holen, faßt er sie um den Hals und küßt sie nach Herzenslust. Und das junge Geschöpf läßt sich die stürmischen Liebkosungen nicht nur gefallen, sondern erwidert sie leidenschaftlich. Nach einer Weile reißt sich das Mädchen los und holt den frischen Trunk aus dem Keller.

Der junge Mann tut einen gewaltigen Zug, zündet sich eine Zigarette an und blinzelt dabei Marie schelmisch zu.

Das Mädchen errötet über und über.

„Und so was nennt sich verlobt! Wenn deine Braut das gesehen hätte!"

„Die tät sich kränken, bis in den Tod," trällert der Bursche lachend und schnippt dazu im Takte mit den Fingern. „Was willst du damit sagen? Bin ich meiner Aurelia nicht treu? Hab' ich je verleugnet, daß ich so gut wie verlobt bin? Trag' ich nicht ihren Ring am Finger? Kann ich dafür, daß man mich in das elende Nest versetzt hat, daß auch du in mich verschossen bist? Bist an meiner Treulosigkeit nicht auch du schuld?"

Mizzi preßt die Lippen aufeinander und beugt sich tiefer über ihre Näharbeit.

Der Beamtenaspirant Wilhelm Preinfalk zieht ein

Buch aus der Tasche und beginnt zu lesen. Aber bald schweifen seine Blicke über die Zeilen hinweg nach dem stillen Mädchen. Miez scheint die Blicke zu fühlen, hebt den Kopf und schaut den jungen Mann traurig an.

„Ich kann auch nichts dafür, daß ich dich gern hab', Willi. Ich versteh' mich ja selber nicht. Ich weiß, daß es zu nichts führt, aber ich kann mir nicht helfen, ich muß dir gut sein!"

Tiefes Weh zittert in ihrer Stimme. Preinfalk rückt näher heran und schlingt den Arm um sie.

„Schau, Miez, wir wissen ja beide, wie wir daran sind, machen uns gegenseitig nichts vor . . ."

Im Hausflur bellt ein Hund; Schritte kommen näher. Die beiden fahren rasch auseinander und bemühen sich, harmlos dreinzuschauen. Ein Forstmann mittleren Alters tritt ein, das Gewehr auf der Schulter, wirft einen finsteren Blick auf das Paar und murmelt einen Gruß. Während das Mädchen den neuen Gast bedient, fragt Preinfalk mit gutgespielter Unbefangenheit: „Fräulein Marie, haben Sie Briefpapier?"

„Ja, Herr Preinfalk, aber das dürfte für Ihre zärtlichen Liebesbriefe kaum passen."

Sie nimmt aus einer Lade eine Lage große Geschäftspapiere und zeigt sie dem jungen Mann.

„Um Himmels willen! Nein, Fräulein, die sind zu groß. So viel hab' ich nicht zu schreiben."

Der Förster hatte argwöhnisch zugehört; seine düstere Miene ändert sich. Das Mädchen sitzt wieder bei seiner Näharbeit. Preinfalk greift nach seinem Buch und liest.

In der Stube ist es still. Draußen rauscht der Bach, das Wasserrad knarrt, die Gattersäge stampft und kreischt, die Kreissäge schrillt im hohen Diskant. Dann und wann klirrt ein Glas, klappert die Schere. Lang

pfeifend rattert ein Lastzug vorbei. Leise zittern die Fenster.

Förster Langbartel hat sein Bier ausgetrunken und klappt mit dem leeren Glase. Marie bringt ihm frisches Bier. Der Förster greift nach ihrer Hand.

„Fräulein Marie, warum kommen Sie gar nimmer zu uns? Meinen Kindern geht's nicht gut, die Kathl mußte ich fortjagen. Es ist ein Jammer und ein Elend mit fremden Leuten. Fräulein Marie, haben Sie uns ganz vergessen? Wissen Sie keine passende Wartefrau für meine armen Kleinen?"

„Ich will morgen einmal kommen und sehen, was ich für Ihre Kleinen tun kann, Herr Förster. Wen könnt' ich Ihnen empfehlen? Ich weiß es nicht." Nachdenklich blickt sie vor sich hin, sie schaut Preinfalk an, der ihr verstohlen zublinzelt. In ihren Augen blitzt es schelmisch, der Förster mit seinen Halbwaislein ist vergessen.

Ein eigenes Verhältnis besteht zwischen Marie Schönpflug und dem jungen Bahnbeamten. Er wurde vor einigen Monaten nach Bernau-Matzelbach versetzt, — der berüchtigtsten Station im ganzen Direktionsbezirk. Die nächste Ortschaft Bernau liegt eine gute Stunde vom Bahnhofe entfernt, Matzelbach heißt eigentlich nur der Bach, der das stille Waldtal durchfließt, die paar Häuser bei der Station und die etwa einen Kilometer abwärts gelegene Brettsäge mit der Gastwirtschaft des Benedikt Schönpflug. Gesellschaft, Unterhaltung gibt es hier nicht und der Dienst ist anstrengend. Das Mittagsmahl kam bisher mit einem Zug von der zweitnächsten Station; Frühstück und Nachtmahl mußten sich die ledigen Beamten gewöhnlich selbst bereiten, wenn sie es nicht vorzogen, zum Abendbrot in eine Nachbarstation zu fahren.

Preinfalk kam einigemal an die Brettsäge zum Bier,

Marie verliebte sich in den jungen Menschen und ließ sich nicht lange bitten, für ihn zu kochen. Und damit begann die Liebelei zwischen beiden, ein merkwürdiges, einseitiges Verhältnis. Preinfalk bewog anfangs nur so etwas wie Mitleid, sich mit dem Mädchen einzulassen. Es bot ihm willkommenen Zeitvertreib in der Matzelbacher Einöde, und er hatte diese Auffassung auch nicht verhehlt. Dann war er ja auch verlobt und dachte nicht daran, seiner Braut treulos zu werden. Marie aber gab sich immer hemmungsloser ihrer aussichtslosen Liebe hin. Mehr wagte sie nicht zu hoffen und zu wünschen. Waren sie allein, so nannten sie sich du; vor Dritten, wie vor den Eltern und Geschwistern des Mädchens, sprachen sie sich förmlich an.

Über dem altersgrauen Schindeldach der Säge steht der Mond und scheint in die schwülduftende Fliederlaube, aus der sehnsüchtige, bittersüße Weisen in die laue Maiennacht klingen. Preinfalk begleitet alte, schwermütige Volkslieder auf der Laute, das Mädchen schmiegt sich eng an ihn, hält seinen Nacken umschlungen und drückt in jeder Pause einen heißen Kuß auf seine Lippen.

Leise rauschen die Wellen des Baches dahin, leuchten im bleichen Mondlicht wie hellschimmernde, glänzende Silberschuppen und erzählen sich im eintönigen Gelispel alte Geschichten.

Die alten Linden flüstern im sanften Abendhauch; dumpf brausend antworten die düstern Erlen am Bache mit ernstem Raunen.

In der Laube ist es still. Nur heißes Flüstern mischt sich heimlich in die Naturlaute der Frühlingsnacht.

Einige Zeit später kommt Preinfalk am frühen Morgen zu ungewöhnlicher Stunde in die Brettsäge. Marie sitzt allein in der Küche und schält Kartoffeln.

„Hurra, Miez, ich bin versetzt!"

Das Mädchen erbleicht und zuckt sichtlich zusammen. „Versetzt? Wohin?"

„Nach Schönbrunn. Schöne Station!"

„O je! So weit." Marie seufzt. „Da wird man dich wohl kaum mehr sehen?"

„So bald wohl nicht. Ich muß doch erst ein wenig warm werden in der neuen Station. Aber schreiben werd' ich dir schon einmal."

Marie treten Tränen in die Augen.

„Einmal!" — murmelt sie bitter mit zuckenden Lippen. „Dann bin ich vergessen!"

„Nein, Miez, so leicht vergesse ich dich nicht. Aber schau, das hast du alles ja vorher gewußt. Warum machst du uns da zum Abschied das Herz so schwer?"

„Warum? — Ja, warum? — Das hab' ich mich selber schon oft genug gefragt. Warum muß ich dir gut sein?" Weinend sinkt sie dem jungen Mann an die Brust. „Willi! Was soll aus mir werden, wenn . . ." Ihre Stimme erstickt in heftigem Schluchzen.

Finster schaut Preinfalk das bebende Mädchen an.

„Ja, Miez, das wäre allerdings bitter. Wenn nichts anderes übrig bleibt, muß ich dich halt heiraten."

Marie löst rasch die Arme von seinem Nacken, tritt einen Schritt zurück und starrt ihn erstaunt und erschrocken an. In ihren feuchten Augen glimmt eine heimliche Glut, glost ein düsteres Feuer. Zögernd kommt es von ihren Lippen: „Du — und mich heiraten? Aber geh, Willi. Treib nicht auch noch Spott mit mir!"

Preinfalk zuckte mit den Schultern.

„Grausam wär' es, da hast du recht. Aber Spott ist's nicht. Es wäre für uns beide ein großes Unglück, Miez! Ich will nicht daran denken! Wozu das Unheil also

beschwören, wenn es vielleicht so schon hinter uns steht? Ach was! Bring mir lieber ein frisches Bier."

Traurig schleicht Marie hinaus. Preinfalk schaut ihr mit düsteren Blicken nach.

In einem Zuge stürzt er das Bier hinunter und bestellt sich zur Herzstärkung einen Schnaps.

Schönbrunn ist ein kleines, behagliches Nest; die Verpflegung ist gut, es gibt lustige Gesellschaft und hübsche Mädels. Preinfalk fühlt sich wohl. Nur die Briefe aus Matzelbach verderben ihm die frohe Stimmung, umdüstern ihm oft die frohe Laune.

Nach einigen Wochen fährt er nach Matzelbach, um dort Gewißheit zu holen. Und was er da hörte, war so, daß er Kopf und Verstand verlor und in seiner fassungslosen Verlegenheit bei dem überraschten alten Schönpflug um Maries Hand anhielt. Er wußte kaum recht, was er tat und sprach, als er seine formlose Werbung vorbrachte. Grimmer Galgenhumor, verzweifelte Gleichgültigkeit war über ihn gekommen. Was daraus werden mochte, war ihm gleichgültig. Heiraten? — Ach Gott, bis dahin ist noch lange Zeit. — Daran wollte er gar nicht denken.

Verwundert schaute er Maries Verwandte an, die ihm Glück wünschten, schüttelte über ihre Worte ratlos den Kopf und benützte die nächste Gelegenheit, aus diesem Wirrsal zu entkommen.

Marie ist wunschlos selig. So viel Glück hat sie im Leben nicht erwartet.

Und Preinfalk war nun zweimal verlobt. Das soll öfter vorkommen, ist aber durchaus nicht so lustig und prickelnd, wie es manchmal dargestellt wird. Auf die Dauer läßt sich so eine doppelte Brautschaft gewöhnlich

nicht halten. Das sah auch Preinfalk ein. Eine der Bräute mußte er aufgeben. Aber welche? Aurelia Windhagen ist hübsch, reich, gebildet, zwei Jahre jünger als er und besaß ältere Rechte. Marie Schönpflug ist weder so hübsch, noch so reich, wenig gebildet, ein Jahr älter als er, aber ihm durch werdende geheime Blutbande verbunden.

Ihm wäre ja Aurelia tausendmal lieber, würde auch seinem Empfinden nach viel besser zu ihm passen. Aber nun mußte er wohl in den sauren Apfel beißen; vorläufig wenigstens. Früher als in zwei Jahren konnte er in seiner Stellung an eine Heirat nicht denken, und bis dahin mochte manches geschehen, was sich jetzt noch niemand träumen ließ. Und dann kommt ja alles meist anders, als man glaubt und hofft.

Preinfalk läßt Aurelias Briefe unbeantwortet und dachte so das alte Verhältnis stillschweigend zu lösen.

Seine Briefe an Marie Schönpflug sind kurz, lieblos, grausam offenherzig, in jeder Zeile selbstherrlich überlegen. Er gibt sich keine Mühe, seinen Unwillen zu verbergen, seinen Ärger zu verhehlen, und fühlt sich dabei als tadelloser Ehrenmann, der, die Folgen auf sich nehmend, in seinem gesteigerten Verantwortlichkeitsgefühl bis zum Äußersten geht, seinen Ehrbegriffen ein schweres Opfer bringt. Er liebte Marie nicht, von Heirat war zwischen ihnen vorher nie die Rede gewesen. Er hatte es ihr oft genug deutlich gesagt, wie er über diese Liebelei dachte. Unannehmlichkeiten waren von ihr und ihrer Familie kaum zu erwarten. Wenn er sich unter diesen Umständen von der Unvorsichtigen, die ja an ihrem Schicksale selber schuld war, zurückzog, dürfte ihm kein Mensch einen Vorwurf daraus machen. Trotzdem hatte er ohne Besinnen den Entschluß gefaßt, die Ehe mit einem ungeliebten Weibe und damit vielleicht lebenslängliches

Unglück auf sich zu nehmen. Er fühlte sich als Opfer seines guten Herzens und als Märtyrer seiner Gewissenhaftigkeit.

Schließlich gefiel er sich in der Rolle und versagte seiner vornehmen Gesinnung die Anerkennung nicht. Nur vor der Zukunft graute ihm.

Preinfalk sitzt nach einem scharfen Nachtdienst in seinem Zimmer beim Frühstück und überlegt, ob er schlafen gehen oder an dem dienstfreien Tag trotz aller Müdigkeit etwas tun soll, da bringt der Postbote einen Brief von Marie. Mißmutig betrachtet Preinfalk die plumpe, geistlose Handschrift, öffnet den Umschlag und liest:

„Lieber Willi!

Ich hab' Dich lieb, so lieb, daß ich Dir's gar nicht sagen kann. Wie schön ist doch das Leben, schöner kann es nun nicht mehr werden. Ich bin glücklich und all mein Glück verdanke ich Dir, Du Guter! Und in meinem höchsten Glücke will ich Abschied nehmen von Dir. Wer weiß, was die Zukunft bringt, ich traue ihr nicht recht. Ich gehe still davon und nehme meine ganze Seligkeit mit mir. Dann hab' ich mein Glück sicher, niemand kann es mir mehr rauben. Lieber Willi! Kein Mensch wird an Absicht denken, auch Dich bitte ich, zu schweigen, und meinen armen Eltern den herbsten Schmerz zu ersparen. Verbrenne diesen Brief, er soll ewiges Geheimnis sein — unser letztes!

Lieber Guter! Eine feierliche Andacht ist über mich gekommen. Glücklich gehe ich von Dir und segne Dich mit meinem letzten Gedanken. Werde einst so glücklich, wie ich es durch Dich geworden bin! Lebe wohl und hab' Dank für Deine Liebe!

Im Tode noch Deine Miez."

Ratlos starrte Preinfalk die seltsamen Worte an. In seinem Kopf braust dumpfe, gähnende Öde. Nochmal beginnt er zu lesen.

An der Tür klopfte es; der Stationsdiener tritt ein, übergibt ihm eine Depesche und geht wieder.

Zitternd öffnet Preinfalk das Telegramm. „Marie plötzlich gestorben. Beerdigung Mittwoch nachmittag. Schönpflug." —

Ratternd schnaubt der Zug durch das frostklirrende Land. Hart und scharf gibt die festgefrorene Erde die gleitenden Schienenstöße zurück, hart und scharf hämmern die rollenden Schläge in das zerrüttete Gehirn des schweigsamen Reisenden.

Preinfalk ist in der Umsteigstation auf die Matzelbacher Abzweigung in die dritte Klasse eingestiegen, weil er auf dem Bahnsteig einige Kollegen bemerkte, mit denen er nicht zusammentreffen wollte. Er hatte sich schwer zu dieser Reise entschlossen. Anfangs wollte er nicht zum Leichenbegängnis kommen, fand aber keine glaubhafte Ausrede und zur offenen Absage nicht den Mut.

Düster starrt er, in die Ecke der harten Bank gedrückt, zum Fenster hinaus und müht sich vergeblich, seine unklare, zerrissene Seelenstimmung zu ergründen.

Welche Rolle soll er da spielen? Die des erschütterten, untröstlichen Bräutigams, der er doch nicht war? Des zynischen, blasierten Lebejünglings, der er noch weniger ist? Des gleichgültigen, unbeteiligten Fremden?

Und die innere Leere, der taube Wust sich überstürzender Gedanken.

Wie ist ihm denn nun zumute? Empfindet er Trauer und Schmerz? Quält ihn Reue, Verzweiflung? Gespannt lauscht er in sich hinein. Kein milder Klang, kein reiner versöhnlicher Widerhall regt sich in seinem Innern, alles

leer, taub und stumpf. Kein fester, scharfumrissener Gedanke ringt nach Klarheit, kein bestimmtes Gefühl empfindet er in seinem verödeten Herzen. Alles zerfahren, zerrissen, wie der ganze Mensch.

Gewiß. Das arme Mädel tut ihm leid! Aber mischt sich nicht in dies Mitleid ein leises Gefühl heimlicher Befriedigung, daß alles so gekommen ist, schwingt nicht ein befreiendes Aufatmen über diesen tragischen Ausgang mit? Ist er wirklich so gemein, so verroht, angesichts des freiwilligen Todes dieses bedauernswerten Mädels sich so ichsüchtigen Gedanken hinzugeben? — Nein! So schlecht ist er nicht! Er kann sich selber nicht verstehen.

Ist er schuld an Maries Tod? — Nahm sie sich seine unverhohlene Gleichgültigkeit, seinen Unwillen und Ärger, sein liebloses Gebaren doch mehr zu Herzen, als sie zeigen wollte? Aber sie starb ja im höchsten Glücke! War sie um dies verklärte Sterben nicht zu beneiden? — Welches Ende mochte sie gewählt haben? Weder ihr Brief, noch das Telegramm enthielt eine leise Andeutung.

Der Zug poltert über die Weichen einer Station und hält. Männer und Frauen steigen ein, auch in Preinfalks Abteil kommen Leute. Mißmutig drückt er sich noch tiefer in die Ecke. Die Reisegäste plaudern laut miteinander.

„Fährst du auch zur Beerdigung?"

„Ja, ich bin ja weitläufig verwandt."

„So? Hab' ich nicht gewußt. Wie ist denn das Unglück geschehen?"

„Ja, dabei war niemand. Die Marie hat abends einen Brief zum letzten Postzug getragen, war lustig und gut gelaunt, ging dann auf der Bahnstrecke heim und wurde später von einem Wächter tot an der Böschung gefunden. Wahrscheinlich hat sie der Zug erfaßt, zur Seite geschleudert und auf der Stelle getötet."

„Das arme Ding! Und die Eltern! Sind auch nicht mehr die jüngsten. Ist sie arg zugerichtet?"

„Nein. Gar nicht. Überfahren wurde sie nicht. Nur am Hinterkopf hat sie eine große Wunde."

„Ja, ja, was ist der Mensch? Wer hätte das gedacht? Als ich sie vor vier Wochen zum letztenmal sah, war sie frisch und munter, ich hätte sie bald gar nicht erkannt. Sie war doch früher immer ein bißchen kränklich. War sie nicht auch verlobt?"

„Ja, mit einem Bahner, einem Beamten. Und gern hat sie ihren Bräutigam gehabt. Ich hab' noch nie eine so glückliche Braut gesehen."

„Zu viel Glück tut auch nicht gut! Der Teufel ruht nicht ..."

Dem Lauscher in der Ecke, den niemand kennt, pocht das Herz gegen die Rippen. Den gräßlichen Tod hat Marie gewählt. Arme Miez! Und keine üble Nachrede, kein hämisches Wort wird der Toten nachgeraunt? Hat denn niemand eine Ahnung?

Ein jäher Ruck reißt den sinnenden Grübler aus seinen Gedanken. Der Zug hält in Matzelbach.

Der Diensthabende kommt auf Preinfalk zu, drückt ihm die Hand, murmelt sein Beileid.

„Die Bahn trifft kein Verschulden, Preinfalk. Die Erhebungen sind abgeschlossen. Unglücklicher Zufall, verbotener Weg am Bahnkörper — na, du kennst das ja! Ich habe mit Fräulein Schönpflug noch kurz vorher gesprochen, als sie den Brief aufgab. Von dir sprach sie, wovon denn auch sonst?"

Langsam geht Preinfalk den wohlbekannten Weg zur Brettsäge.

Wenn nur das noch überstanden wäre! Beim offenen Sarg stehen mit leerem, kaltem Herzen. Ergriffenheit,

Trauer, Schmerz heucheln, Beileidsworte über sich ergehen lassen müssen. Bitterer Ekel steigt in ihm auf.

Still liegt das alte Sägewerk vor ihm. Kein Mühlrad rauscht, kein Kreischen und Schrillen der Sägen stört die feierliche Ruhe; der Mühlbach fließt eintönig leise murmelnd dahin. Gruppen von Leuten stehen um das Gebäude. Die Leute flüstern leise miteinander. Neugierige Augen wenden sich Preinfalk zu. Er fühlt die beobachtenden Blicke und rafft sich zusammen.

Ernst tritt er ein. Im Hausflur kommt ihm Schönpflug entgegen. Die beiden Männer drücken sich stumm die Hand.

Und dann steht Preinfalk vor dem offenen Sarg.

Friedlich wie eine sorglos Schlummernde liegt Marie unter Heiligenbildchen und blühenden Rosen da; ein glückliches Lächeln schwebt um ihre leichtgeöffneten Lippen. Keine Spur einer äußeren Verletzung ist zu sehen. Die Todeswunde wird durch das Haar bedeckt; ein weißer Schleier umhüllt ihr Haupt, ein grüner Myrtenkranz rankt sich um die bleiche Stirn.

Überrascht schaut Preinfalk auf den ernsten Vater, die weinende Mutter. Ist das ein frommer Betrug, beabsichtigte Täuschung? Weiß niemand, auch die Eltern nicht, von ihrem Zustand? — Kein Zucken in ihren bekümmerten Mienen verrät einen argwöhnischen Gedanken, einen stummen Vorwurf.

Flüsternd beginnt der Alte zu erzählen von ihren letzten Tagen, ihrem Glück, ihrer seligen Ahnungslosigkeit des nahen Todes. Wie der Alte spricht! Wie ein andächtiges Gebet kommen die leisen Worte von seinen Lippen. Bewegt hört Preinfalk zu. Seufzend schließt der Vater.

„Sie war ja immer unser Sorgenkind. Schon von klein auf, still, kränklich, versonnen. Und jetzt, da sie so glücklich war, mußte sie von uns! Warum?"



Der Alte erfaßt Preinfalks kalte Hand.

„Ich danke Ihnen! Sie haben der Armen so viel Glück beschert, so viel Sonne in ihr Leben gebracht. Sie kann Ihnen nicht mehr danken! Es war zu viel Glück für sie!“

Erschüttert wendet sich Preinfalk ab; kein Wort kommt über seine Lippen. Soll er die glückliche Ahnungslosigkeit, die ungetrübte, reine Trauer durch ein aufklärendes Wort stören?

Nein! Der Wunsch der Toten muß ihm heilig sein für alle Zeiten.

Stumm beugt er sich über das bleiche Antlitz und drückt einen leisen Kuß auf die glücklich lächelnden Lippen.

Ein plötzlicher Gedanke durchzuckt sein Gehirn: Marie ist im Glück, in Schönheit gestorben! Wie wird sein Ende sein? — Fröstelndes Schaudern rieselt ihm durch Mark und Bein.

Die Beerdigung ist vorüber.

Maries gesegneter Leib ruht in der kühlen Erde, kein heimliches Tuscheln und Zischeln zerpflückt ihren grünen Myrtenkranz, kein Steinchen wird ihr ins frühe Grab nachgeworfen, nicht der leiseste Verdacht fällt auf die Tote. Kein Mensch denkt an freiwilligen Tod, niemand ahnt ihre knospende Mütterlichkeit.

Zum Leichenbegängnis waren viele Leute gekommen. Es ist ja eine alte Geschichte, daß aufsehenerregende Todesarten größerer Teilnahme begegnen, als wenn jemand im Bett einer Krankheit erliegt. Und nun gar der tragische Tod einer jungen, glücklichen Braut.

Preinfalk geht in ernstem Sinnen neben dem alten Schönpflug.

„Wollen Sie nicht aus Maries Sachen ein Andenken auswählen, Herr Preinfalk?“

„Ja, ich hätte Sie darum gebeten. Aber heute nicht. Ich komme in den nächsten Tagen wieder und dann will ich mich in Maries Nachlaß ein wenig umschauen. Die Briefe, die ich ihr schrieb, möchte ich gern wieder haben. Es steht vielleicht manches drin, was nicht für Fremde ist. Sie wissen ja, wie das so geht!"

Der Alte nickte verstehend.

„In Maries Stübchen bleibt alles so, wie es ist. Kommen Sie nur, so oft Sie wollen, wenn auch Marie nicht mehr unter uns weilt. Sie waren ja ihr Glück, ihr Abgott auf dieser Welt. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen dafür danken soll."

Preinfalk errötet unter diesen ernsten, traurigen Worten.

Eine Weile gehen sie stumm ergriffen nebeneinander. In einer plötzlichen Aufwallung greift Preinfalk nach der Hand des Alten. „Auch ich werde schwer zu tragen haben an Maries Tod, schwerer vielleicht als Sie."

Und diesmal braucht er nicht zu heucheln. Die Worte quellen leicht und frei aus seinem Herzen, drängen sich ihm ungesucht, fast ungewollt über die Lippen.

Eine Saite schwingt in seiner Brust in bittersüßer, niegefühlter Wehmut.

Nach dem Begräbnisse geht Preinfalk zu einem Goldarbeiter und verlangt eine goldene Kapsel. Der Mann legt ihm einige vor, es ist aber nichts nach seinem Wunsche darunter.

„Wozu soll sie denn dienen?"

Preinfalk errötet.

„Verzeihung! Ich meine nur wegen Größe und Ausführung, damit ich Ihnen das Rechte vorlegen kann."

„Als Anhänger." Zögernd zieht Preinfalk einen Brief aus der Tasche. „Es gilt den letzten Willen einer Toten

zu ehren. Diese Blätter sollen verbrannt werden und die Asche kommt in die Kapsel."

Nun ist rasch eine kleine, flache Goldhülse mit einer Öse gefunden.

„Es wird am besten sein, mein Herr, wenn Sie den Brief gleich hier verbrennen. Ich kann die Kapsel dann gleich zulöten."

Der Goldschmied bringt eine glatte Glasplatte herbei und reinigt sie mit einem weichen Leder.

Preinfalk legt Maries letzten Brief auf die Platte und zündet ihn an. Ihm ist ernst zumute, als nehme er eine heilige Handlung vor.

Hell flackert die Flamme auf, das Papier bräunt und krümmt sich. Einzelne Buchstaben, Worte, werden in der Glut sichtbar. Dann liegt ein kleines, grauweißes Häufchen Asche auf dem hellen Glas.

Sorgfältig, mit zitternden Händen, sammelt Preinfalk jedes Stäubchen und gibt es in die Kapsel.

Der Goldarbeiter lötet die goldene Hülse zu. Auf Preinfalks bloßer Brust, nahe seinem Herzen, soll Maries Vermächtnis ruhen.

Einige Tage später sitzt Preinfalk in Maries kleinem Stübchen und sichtet ihren Nachlaß.

Auf dem Tisch steht sein Lichtbild, noch von ihrer Hand mit jetzt verwelkten Vergißmeinnicht umkränzt, daneben ein kleines Rahmenbildchen ihrer Namenspatin, der Heiligen Jungfrau.

Der helle, weißgetünchte Raum atmet noch ganz das Wesen der Verstorbenen.

Sinnend schaut Preinfalk auf. Muß Marie nicht jeden Augenblick mit ihrem leisen, glücklichen Lächeln zur Tür hereintreten und ihm jubelnd um den Hals fallen? —

Ein Hauch der Ewigkeit weht aus einer anderen Welt herüber.

Auf der Suche nach seinen Briefen öffnet er den Schrank und zuckt zusammen. Wehmütig betrachtet er die bekannten Gewänder, die einst Marie auf dem Leib trug. Bunte, wechselnde Bilder huschen traumhaft in seine Erinnerung, zaubern ihm den kurzen Liebestraum vor Augen.

Leise, mit zarter Scheu streichelt Preinfalks zitternde Hand über einzelne Kleidungsstücke. In dieser Bluse sah er Marie zum ersten Male, dieses Kleid trug sie damals, als er sie unter dem blühenden Flieder so stürmisch küßte. O Gott! Marie ist ja nicht tot, sie lebt, ist ihm nahe, näher als je im Leben.

Unten im Schrank steht eine große Schachtel. Zaghaft hebt Preinfalk den Deckel. Maries Handarbeiten aus ihrer Schulzeit liegen schön geordnet darin und zu oberst ein angefangenes, halbvollendetes, winziges Häubchen; das Garnknäuel hängt an ihm. Daran hat sie zuletzt gearbeitet. Ein Häubchen für ihr — für sein Kind!

Welche Gedanken, welche Wünsche und Hoffnungen mag die Sinnende in diese zarten Maschen gestrickt haben? Stöhnend sinkt Preinfalk in die Knie und birgt sein Gesicht in den feuchtkalten Händen.

Das Häubchen nimmt er als einziges Andenken an die Tote zu sich.

In einer Lade findet er seine Briefe. Zögernd beginnt er zu lesen.

Um Gottes willen! Was hat er dem armen Ding angetan! Wie hat er die gemarterte Seele geschändet.

Aus jedem Brief starrt ihm eine kleine Gemeinheit, eine Bosheit, ein rohes Wort entgegen.

Manchmal ist eine Stelle von Maries Hand mit Blei=

stift unterstrichen, und fast immer ist es eine mutwillige Kränkung, eine empfindliche Kränkung. Hie und da steht eine Bemerkung, ein Rufzeichen dabei. Wie schwer muß die Arme unter seinen brutalen Worten gelitten haben und wie hat sie ihn trotz allem geliebt!

In seinem letzten Schreiben stand knapp, herrisch, verärgert: „Weiche meinen Kollegen aus, so gut es geht, damit die Bescherung nicht vor der Zeit offenbar wird. Ich hätte nur dumme Frozzeleien zu erwarten. Und wenn Du schon unter die Leute gehen mußt, so vergiß nicht, Dich zu schnüren ...“

Daneben von Maries Hand in zittrigen Zügen: „Willi, ich blamiere dich nicht. Nie!“ Das letzte Wort war zweimal unterstrichen.

Manche Stelle ist von Tränen verwischt.

Erstarrt begreift Preinfalk: Nicht im höchsten Glück, im tiefsten Weh, im bittersten Leid ist Marie in den Tod gegangen, und er hat sie hineingetrieben! Ihm hat sie ihr junges Leben geopfert, wie sie ihm ihren reinen Leib hingab. Aus dem Leben war sie geschlichen, um ihrem grausamen Peiniger nicht weh zu tun, seine Gemütsruhe nicht zu stören, groß in der Liebe, größer im Entsagen, ein glückliches Lächeln auf den zuckenden Lippen.

Preinfalks leichtfertiges Herz krampft sich zusammen. In stiller Wehmut fallen große Tropfen auf die zerlesenen Briefe.

Draußen knarrt die Holztreppe unter schweren Tritten. Rasch trocknet sich der Sinnende die Augen.

Vater Schönpflug tritt ein und sinkt müde auf einen Stuhl. Preinfalk beugt sich tiefer über die Briefe, um sein verweintes Gesicht zu verbergen.

Der Alte beobachtet ihn eine Weile stumm und beginnt

dann unvermittelt: „Herr Preinfalk, welches war doch Maries Lieblingslied?“

Der schaut ihn verwundert an.

„Ihr Lieblingslied?“

„Ja. Das sie so gern mit Ihnen sang.“

Um Preinfalks Lippen zuckt es schmerzlich.

„Vielleicht das?

Ich hab' nicht gewußt, was Liebe ist,
Bis ich dich sah!
Du hast mein Herze wachgeküßt!
— Was dann geschah? ...“

Preinfalk spricht leise, sichtlich bewegt. Nun beginnt er zu singen, zart, gedämpft, mit zitternder Stimme:

„Nun bin ich jäh aus dem Traum erwacht
Zu bitterer Not!
O Liebestraum in der Maiennacht!
Du bist mein Tod! —“

Mit einem Ruck schaut sich Preinfalk um. Klang da nicht ein feines Silberstimmchen in seinen leisen Gesang hinein?

Der Alte lauscht ergriffen*.

„Ja, das ist es! Das summte sie so oft traumverloren vor sich hin. Diese Verse laß ich ihr auf den Grabstein setzen, da freut sich mein Mädel noch im Himmel drüber.“

Preinfalk drückt ihm die Hand.

„Ja, und ich nehme meine Laute und singe ihr das Lied ins Grab hinein.“ Erschüttert, kleinlaut sagt er dann noch: „Ist ja so die erste Freude, die ich ihr bereite. Arme Miez!“

---

* Siehe das Titelbild.

Seine Stimme erstickt in mühsam verhaltenem Schluchzen.

Überrascht schaut ihn der Alte an.

„Und das Zimmer lassen wir so, wie es Miez verlassen hat. Geht das, Herr Schönpflug?"

„Ja. Alles soll so bleiben, wie es ist, dann weilt mein Mädel immer unter uns."

„Und ich will mein Leben lang zu dieser Stätte wie zu einem Heiligtum pilgern, als reuiger Büßer."

In Schönbrunn gibt es verwunderte Gesichter, bedenkliches Kopfschütteln. Mit Preinfalk ist es nicht ganz richtig im Kopf, sagen die Kollegen und Bekannte. Worin sich sein abnormer Gemütszustand äußert, ist zwar nicht recht klar, läßt sich auch nicht gut sagen, aber eins ist sicher: so wie früher ist Preinfalk nicht mehr. Das merkt auch der Harmloseste. Der lustige, leichtsinnige Mensch ist wie verwandelt, still und versonnen geworden.

Eines Tages erscheint Aurelia Windhagen mit ihrem Vater, einem grimmig dreinschauenden alten Herrn, ganz unerwartet. Sie erhielt auf alle Briefe keine Antwort und will sich nun selber überzeugen, was mit dem ungetreuen hartnäckigen Schweiger los ist.

Preinfalk ist von diesem Besuch nicht übermäßig entzückt, empfängt seine Gäste jedoch mit der gebotenen Höflichkeit. Sein Junggesellenzimmer auf der Station scheint ihm zu einer so heiklen Auseinandersetzung weniger geeignet; so bestimmt er Vater und Tochter zu einem Spaziergang durch die kleine Stadt. Der Alte zeigt sich verständig und verliert sich beizeiten in ein Gasthaus.

Das auseinandergekommene Paar wandelt schweigend durch die städtischen Anlagen. Aurelia hat wohl von Wilhelms Verhältnis in Matzelbach etwas läuten gehört,

weiß aber nicht recht, was dahintersteckt, wieviel daran wahr ist. Endlich faßt sie sich ein Herz und fragt geradezu: „Warum schreibst du mir nicht mehr, Willi?"

„Ich konnte nicht ..."

„So? — Du konntest nicht?" Das Mädchen wirft ihm einen vernichtenden Blick zu. „Und warum nicht, wenn man fragen darf?"

Preinfalk schweigt.

„Solche Seitensprünge wirst du dir wohl abgewöhnen müssen, lieber Willi!" flötet Aurelia unheimlich zart, aber bestimmt. „Hoffentlich bist du jetzt wieder vernünftig geworden!"

Was soll Preinfalk zu dieser Auffassung sagen?

„Na, dann können wir ja Vater abholen!" bemerkt sie kurz und bündig. „Sein Zorn ist begreiflich, und da wird es gut sein, wenn wir ihn nicht länger als nötig allein lassen. Er trinkt vielleicht sonst im Grimm zuviel."

Preinfalk schweigt und geht willig neben dem entschlossenen Mädchen einher zum „Weißen Roß", wo der alte Windhagen vergnügt bei einer Flasche Wein sitzt und beide mit Hallo empfängt.

In Aurelias nächstem Briefe heißt es dann, daß sie jetzt ihre Verlobung als endgültig betrachte und die Verlobungsanzeige in die Zeitungen geben werde. Den Wortlaut der Anzeige lege sie bei, ob er mit dieser Fassung einverstanden sei oder eine Änderung wünsche?

Nun ist Preinfalk mit Aurelia Windhagen zum zweiten Male verlobt. Er ist zu müde, sich dagegen zu wehren. Marie Schönpflugs trauriges Ende steht warnend vor ihm: Er will nicht neue Schuld auf sich laden.

Über dem Bernauer Friedhof geht die milde Septembersonne sanft zur Ruhe. Heute sah sie an manchem

Kreuze, auf manchem Grabe ein frisches Kränzlein roter Rosen oder blühender Frühherbstblumen aus Wald und Feld.

Morgen ist Marientag! Und viele Marien schlafen hier ihren letzten Schlaf.

Hier muß es gut sein, zu ruhen, dicht am Rand des Waldes, der hinter der niedrigen Mauer in der grauen Dämmerung steht. Ihr langer, grauer Schleier schleift hinter ihr über die müde Erde und die Farben der Dinge erlöschen. In der Ferne verhallen die Töne eines Glöckleins in sanftem Schwingen.

Da horch! Liebliche Klänge ziehen über den geweihten Ort, eine Hand rührt sanft die Saiten, eine verhaltene Stimme hebt in süßer Wehmut zu singen an. Der düstere Hochwald rauscht dazu ernst und feierlich. Und der milde Abendwind trägt die Weisen über die Gräber der stillen Schläfer, zu jedem Hügel, über die Mauer hinweg in das träumende Land hinaus.

Ein alter Holzhauer, den sein Weg nach hartem Tagwerk auf dem Sträßlein hart am Friedhof vorüberführt, hört die unirdischen, geisterhaften Klänge, lauscht einen Augenblick, bekreuzigt sich dann erschrocken und geht davon. Ein Wanderer kommt ihm entgegen, sie tuscheln leise miteinander, zitternde Hände weisen auf den nahen Friedhof.

Dort sitzt noch immer ein Mann am Sockel eines Grabsteines und singt.

Morgen ist Marientag!

Wieder greift er in die Saiten und beginnt, leise präludierend:

„Sie haben dich fortgetragen,
Ich kann es dir nicht mehr sagen,
Wie oft ich bei Tag und Nacht
Dein gedacht,

Dein und was ich dir angetan
Auf dunkler Jugendbahn! —
Ich habe gezaudert, versäumet,
Hab' immer von Frist geträumet;
Über den Hügel der Wind nun weht:
Es ist zu spät! —"

„Zu spät!" Wild schreit es der Bursche in die Nacht hinaus, höhnend schaudert das Echo des Waldes das Wort zurück: Zu spät!

Schluchzend wirft er sich über das Grab, umfaßt den Hügel mit beiden Armen, drückt seine Lippen auf die Erde.

Lange liegt er da in stummer Qual.

Im Dunkel der Nacht nähern sich erregte Gestalten dem Ort. Die Pforte kreischt in rostigen Angeln, bewaffnete Männer betreten zögernd die geweihte Stätte, voran der Gendarm, das Gewehr in den Händen.

Sie sprechen laut miteinander, schreien, um sich gegenseitig Mut zu machen. Tote könnten bei solchem Lärm erwachen. Der Lebende richtet sich halb auf und lauscht. Stimmen und Schritte kommen näher. Ein trauriges Lächeln huscht über sein Gesicht.

„Lebwohl, Miez!"

Dann schwingt er sich über die Mauer und verschwindet im Dunkel der Stämme.

Den Geisterhäschern gellt ein heiseres Lachen aus dem Walde gräßlich in die Ohren. Ein paar Käuzlein antworten klagend.

Gegen Mitternacht pocht es ans Fenster der Matzelbacher Brettsäge. Unwillig über die späte Störung erhebt sich der Alte, der in einem Buche las. Preinfalk tritt ein, die Laute mit bunten Bändern an der Seite.

„Guten Abend, Herr Schönpflug. Kann ich in Mizzis Stübchen übernachten.“

„Freilich. Von Herzen gern. Aber wo kommen Sie denn her so spät in der Nacht? Jetzt geht doch kein Zug?“

„Von Mizzi! Morgen ist Marientag.“

Lange schaut ihn der Alte schweigend an, dann leuchtet er ihm über die Stiegen hinauf.

„Hätt' nie gedacht, daß es bei dem so fest sitzt!“ murmelt er im Hinuntergehen und schüttelt nachdenklich sein graues Haupt. „Arme Miez.“

Preinfalk ist im Stübchen Maries, in dem alles ihre leibhafte Gegenwart atmet. Seufzend wirft er sich auf das Bett, in dem einst der junge Mädchenleib ruhte. Dann bläst er das Licht aus und starrt sinnend zur dunklen Decke empor. Doch bald umfängt ihn tiefer, traumloser Schlaf, ein glückliches Lächeln umspielt seine Lippen. Er ist bei Marie.

Kurz vor Weihnachten steht Preinfalk vor dem Untersuchungsrichter.

„Es liegt eine Anzeige gegen Sie vor. Sie sollen am Vorabend des Marientages am Bernauer Friedhof zu nächtlicher Zeit frivole, jedenfalls recht weltliche Lieder zur Laute gesungen, auch sonst ein der Weihe des Ortes wenig geziemendes Gebaren bezeigt und Unfug getrieben haben.“

Preinfalk schweigt erstaunt. Also das ist es? — Auf der Vorladung stand als Zweck nur Einvernahme, weiter nichts. Bei der Erinnerung an den schönen, leidverklärten Sommerabend auf dem stillen Waldfriedhof huscht ein seliges Leuchten über sein ernstes Gesicht.

Der Richter faßt dieses Lächeln falsch auf.

„Hier gibt es nichts zu lachen. Geben Sie den Tatbestand zu?"

Preinfalk sinnt lächelnd.

„Wollten Sie Ulk treiben, Gespenst spielen, der geweihten Stätte spotten?"

Preinfalk schweigt; seine Gedanken sind ja weit fort.

„Wollen Sie etwa nicht aussagen?"

Der Beschuldigte streift den nervösen Herrn mit einem leeren, wirklichkeitsfernen Blick und schweigt.

„Gut. Sie sind selbst schuld daran, daß die Geschichte weiter verfolgt wird. Vielleicht vergehen Ihnen noch die dummen Späße."

Im lieben Österreich hätte es dem arglosen Sänger übel ergehen können, wenn der Bernauer Pfarrer nicht doch zu klug gewesen wäre, in Preinfalks sonderbarem Tun etwas anderes zu sehen, als eine eigenartige, gefühlvolle Ehrung der toten Braut. Und so kam der Kirchhofschänder mit einer scharfen Verwarnung davon.

Ganz ohne Folgen blieb das nächtliche Abenteuer und das Gerichtsverfahren aber doch nicht.

Aurelia bekam Wind davon und nahm ihren Bräutigam ernstlich ins Gebet.

„Für Dich ist's nun höchste Zeit, daß Du in ordentliche Hände kommst," schloß sie ihren Brief. „Sonst stellst Du sicher noch bedenklichere Geschichten an. Nüchtern warst Du jedenfalls nicht bei diesem finnigen Ständchen und das mag Dir teilweise zur Entschuldigung dienen. Wenn Du aber weißt, daß Dir im Rausch Dein Temperament so leicht durchgeht, mußt Du Dich eben besser im Zügel halten und nicht so viel trinken. Das Beste ist, wir heiraten sobald als möglich, damit für Dich endlich einmal die Flegeljahre auch äußerlich zu Ende sind. Was Du

da getan hast, war doch nichts anderes, als ein dummes Bubenstückl! Hab' ich nicht recht?"

Preinfalk fand das nicht so, hütete sich aber, sein übervolles Herz dem Wesen auszuschütten, bei dem er für seine Seelennöte am wenigsten Verständnis fand.

Am nächsten Tag fuhr er nach Matzelbach und holte sich Rat bei seiner Miez. Viele Stunden saß er allein in ihrem Stübchen und sprach sich mit ihr aus.

In diese Zeit fällt ein Ereignis, das auf Preinfalks empfängliches, erregtes Gemüt die nachhaltigste Wirkung übte.

Er hat im Nachtdienst eben einen Güterzug abgefertigt und will auf dem Dienstdiwan ein wenig ruhen, da eine kleine Zugspause bevorsteht. Kaum hat er sich ausgestreckt, kommt der Stationsdiener in sichtlicher Aufregung herein.

„Herr Assistent, draußen am Platz neben Gleis vier liegt jemand — vielleicht ein Betrunkener."

„Na, jagen Sie ihn doch fort!"

„Wollte ich tun, er hört aber nicht, rührt sich überhaupt nicht."

Unwillig erhebt sich Preinfalk, greift nach der Laterne und geht mit dem Stationsdiener hinaus. Hell knirscht der zusammengetretene Schnee unter ihren Schritten.

„Eine Hundekälte. Der Kerl muß ja erfrieren."

„Hier liegt er!"

Preinfalk beugt sich über die Gestalt, beleuchtet sie mit der Laterne.

„Das ist ja ein Eisenbahner!"

Er packt den Liegenden beim Pelzkragen, will ihn aufrichten und prallt zurück. Der Mann hat keinen Kopf mehr.

Nun wird es lebendig auf der Station. Der Vorstand wird geweckt, die Leiche unter Dach gebracht, Preinfalk telegraphiert dem Güterzuge nach, um den Namen des Verunglückten, der unkenntlich ist, zu erfahren. Erst in der zweiten Station wird der Abgang eines Zugsbegleiters festgestellt. Ein Familienvater hat in seinem schweren Beruf einen gräßlichen Tod gefunden.

Kein Wunder, daß dies Unglück in Preinfalks Herzen die lebhafteste Erinnerung an das ähnliche Ende eines anderen Wesens wachrief, das ihm im Leben näher stand als der arme Bremser.

Im Frühjahr heiratete Aurelia Windhagen den Assistenten Preinfalk.

Was sollte er auch anders tun? — War es nicht genug, daß durch ihn über das eine Mädel so viel Leid und Unglück gekommen war?

Mitten aus der Honigsüße der Flitterwochen heraus rettet sich der junge Ehemann nach Matzelbach in die Einsamkeit von Maries Stübchen.

Dort hockt er in wehmütigen Träumen, sinnt vergangenen Zeiten nach.

Durch das offene Fenster duftet der blühende Flieder herein, der Mühlbach rauscht sein altes Lied. — Marie ist da! —

Gebannt greift der stille Träumer nach der Laute und singt der glücklich Lächelnden seine bittersüßen Weisen. Deutlich hört er ihre feine Stimme als leise Begleitung mitklingen ... Marie ist da!

Gegen Abend geht Preinfalk in den Mühlengarten, schneidet allen erreichbaren Flieder ab und trägt ihn auf Maries Grab hinaus. Und er weiß, daß sie seine Freude an ihm hat und freut sich mit ihr.

Daß ihm Marie seine Heirat übelnehmen könnte, kommt ihm gar nicht in den Sinn. Da kennt er doch seine Miez zu gut! Die hat ihn sicher!

Es konnte nicht ausbleiben, daß die goldene Kapsel, die Preinfalk Tag und Nacht auf der bloßen Brust trug, Aurelias Aufmerksamkeit erregte. Neugierig, wie alle Frauen, besonders jung verheiratete, witterte sie irgend ein Liebesgeheimnis des Gatten dahinter und setzte ihm scharf mit Fragen zu, erhielt aber nie eine befriedigende Antwort.

Eines Tages kommt Preinfalk müde aus dem Nachtdienst, legt sich nieder und fällt sofort in tiefen Schlaf.

Nun ist es aber mit dem Schlaf der Eisenbahnbeamten eine eigene Sache. Laute Geräusche, starke äußere Sinneseindrücke gelangen ihnen gar nicht ins Bewußtsein, aber bestimmte, oft ganz leise, unauffällige Töne und Tongruppen sind Anlaß zu jähem Erwachen.

Preinfalk fühlt im Schlafe etwas an sich herumtasten, blinzelt, sofort völlig ermuntert, auf und sieht, wie seine Frau sich mit der goldenen Kapsel beschäftigt, sich vergeblich bemüht, den Verschluß zu finden und zu öffnen.

„Gib dir keine Mühe!" sagt er freundlich. „Du bringst die Kapsel nicht auf, sie ist zugelötet."

Die Frau, auf ihrer Neugierde ertappt, fährt errötend zurück und stammelt, sichtlich verlegen, ein paar unverständliche Worte. Preinfalk dreht sich auf die andere Seite und schläft weiter.

Bei seinem Erwachen stellt Aurelia ihr Tun als harmlosen Scherz hin, und der Gatte läßt sich weiter nichts merken. Sie vertragen sich überhaupt recht gut miteinander. Aurelias kühles, entschlossenes Wesen, ihre nüchterne Hausfraulichkeit und Ordnungsliebe empfindet der

verträumte Sinnierer wohltätig, und fügt sich willig ihrer wenig auffälligen Bemutterung. Daß er stark unter dem Pantoffel steht, merkt weder er noch seine Bekannten, und die es weiß, sagt es niemanden. Die junge Frau würde sich schämen, einen verspotteten Pantoffelhelden zum Mann zu haben, und ist viel zu klug, ihre Alleinherrschaft in der Ehe nach außen irgendwie merken zu lassen.

Nur die häufigen Spritzfahrten des Gatten nach Matzelbach behagen ihr nicht, obwohl sie den eigentlichen Grund dieser sonderbaren Besuche nicht ahnt. Und Preinfalk fügt sich scheinbar gehorsam ihren Wünschen.

Bald aber erlebt Aurelia, daß ihr sonst so willenloser Mann in diesem Punkt fest und unnachgiebig ist, sie beschwindelt, alle möglichen Ausreden gebraucht, ja sogar durchbrennt, um hinter ihrem Rücken nach Matzelbach zu fahren. Sie forscht den Gründen nach, erkennt, daß ihrem Eheglück von dieser Seite keine Gefahr droht, daß dahinter wohl nur eine längst verklungene Jugendeselei des Gatten steckt, und läßt ihm seinen Willen. Tote fürchtet sie nicht, an Gespenster glaubt sie nicht, Verbote helfen nichts, wozu soll sie da den sonst so Fügsamen durch Widerspruch nur noch mehr reizen?

Aber die goldene Kapsel läßt ihr keine Ruhe, und sie gibt es nicht auf, hinter dieses Geheimnis zu kommen.

Preinfalk lächelt zu all ihren Fragen nur sein sinnendes, ein wenig spöttisches Lächeln und schweigt.

Im Anfang des nächsten Jahres fährt Preinfalk wieder einmal nach Matzelbach und findet in Maries Stübchen alles verändert. Er holt aus dem Schranke die Schachtel mit den Handarbeiten und betrachtet die einzelnen Stücke.

„Weißt, Miez, eigentlich sollte dies ja unserem Buben gehören, aber den hast du mir nicht vergönnt, den hast

du mit dir genommen in dein neues Leben. Jetzt soll mein zweites Kind die Häubchen und Jäckchen tragen. Gelt, dir ist's recht so?"

Lauschend neigt er den Kopf.

„Ich hab's ja gewußt. Was mein ist, ist auch dein. Wir zwei gehören zusammen in Freud und Leid. Uns bindet ein stärkeres Band. Aber du weißt sicher schon, was es wird, ein Bub oder ein Mädel?"

Horchend wartet er auf Antwort.

Plötzlich ruft er freudig: „Ein Mädel? So! So! Aber das hast du so eingerichtet, weil du Patin werden willst. Ich kenn dich schon. Du bist ..."

Mitten im Wort bricht er ab und schweigt, als höre er einen Einwand.

„Tu nur nicht so, Miez! Maria heißt das Kind, das muß so sein. Gib nur deinem kleinen Patchen alles auf, was du mir zu sagen hast. Hör einmal, Miez!" — Er nimmt die Laute von der Wand, schlägt ein paar leise Akkorde an und beginnt traumverloren zu singen:

„Ein Seelchen will entfliehen
Von blumiger Himmelsau,
Aus dir soll es erblühen,
Du wundersüße Frau!

Aus dir und mir soll werden
Sein blütenzarter Leib.
Du Wunder größtes auf Erden,
Mein gottgesegnet Weib! —"

Alte traute Weisen schweben durch den kleinen Raum. Marie neigt sich dankend über den einsamen Sänger und küßt ihm sanft die heiße Stirn.

Aurelia ist nicht wenig überrascht, als ihr der Gatte die einfache Kinderwäsche gibt. Prüfend läßt sie die nicht

besonders feinen und keineswegs tadellosen Stücke durch die Finger gleiten; sie erkennt in der unbehilflichen Arbeit die Hand der Schülerin.

„Wer hat dir den Plunder aufgehängt? Was soll ich damit?"

„Für unser Mädel, Aurelia."

„Was? Solches Zeug soll unser Kind auf den Leib bekommen?"

„Ja, ich bitte dich darum."

„Aber Willi! Laß dich doch nicht auslachen! Wart, ich bring dir etwas."

Eilig holt sie ein Körbchen mit feiner Kinderwäsche, zarten Häubchen und Jäckchen, Hemdchen und Spitzchen, und zeigt errötend dem Gatten ihren heimlichen Schatz. Doch der hat kein Auge dafür.

„Alles recht schön, Aurelia! Aber du wirst unserem Mädel auch die Sachen anziehen müssen."

Die Frau furcht die Stirne. Wieder dieser Ton, der keinen Widerspruch duldet. Und wie er von dem Kinde spricht! Ein Mädel!

„Woher weißt du denn so bestimmt, daß es ein Mädel ist?"

Preinfalk schaut sie mit einem Blick an, in dem seine Verwunderung über diese Frage deutlich zu sehen ist. Er vermag es gar nicht zu fassen, daß jemand an dieser unumstößlichen Gewißheit zweifeln kann. Sein Gesicht erscheint ihr so sonderbar, daß Aurelia unwillkürlich lachen muß.

„Um Gottes willen, Willi, mach rasch ein anderes Gesicht, sonst verschau ich mich an dir, dann wird dein Mädel ein kleiner Aff'! Mir wäre ein Bub lieber."

Ernst erwiderte der Gatte: „Es ist ein Mädel, da kannst du nichts machen. Und Maria soll es heißen."

„Maria? Warum Maria? Wir haben doch in unserer ganzen Verwandtschaft keine Maria."

Preinfalk blickt versonnen ins Leere. Die Frau überlegt eine Weile. Wozu der nutzlose Streit.

„Gut! Du sollst deinen Willen haben! Wenn es ein Mädel ist, soll es Maria heißen, ist es ein Bub, so heiße ich ihn, wie ich will, und du darfst mir nichts dreinreden. — Einverstanden?"

Preinfalk lächelt überlegen.

„Diesmal geht's anders als du glaubst, wirst schon sehen."

Und bald darauf hält der glückliche Vater ein kleines Wesen in den Armen. Ein Mädel.

Merkwürdig: Die Mutter ist auffallend hellblond, der Vater ebenfalls blond, und das Kind hat braunes Haar, braunes Seidenhaar, so sattfarbig, wie es sonst wohl Erwachsene haben, bei denen das ursprüngliche Blondhaar im Laufe der Jahre stark nachgedunkelt ist. Allen Besuchern der jungen Mutter fällt dies auf, und es fehlt nicht an gutmütigen Frozzeleien, launigen Scherzen, versteckten Anspielungen. Preinfalk lächelt; er allein weiß ja nur, woher das Braunhaar kommt.

Und die Kleine ward Maria getauft.

Bald nach der Geburt des Kindes wird Preinfalk nach Kirchberg versetzt, die dritte Station von Matzelbach. Diese Versetzung war eine Anerkennung seiner einwandfreien Dienstleistung und brachte ihm verschiedene Vorteile.

Kaum kann die Kleine auf eigenen Füßen stehen, ein paar Schrittchen trippeln, fährt der Vater mit ihr nach Matzelbach und bringt sie ihrer Namenspatin.

Lange hält er in Maries Stübchen Zwiesprache mit der Gevatterin, erzählt ihr allerlei Drolliges aus dem Leben

des Kindes, teilt ihr seine Sorgen und Wünsche mit. Dann greift er wieder nach der Laute, die seit dem nächtlichen Kirchhofständchen ständig in Maries Zimmer hängt, und läßt sein Gefühl in alte, traute Weisen ausklingen.

Das Spiel gefällt der Kleinen. Mit glänzenden Augen lauscht sie den unbekannten Klängen, greift mit ihren dicken Händchen in die klingenden Saiten und läßt das singende Spielzeug nicht mehr los. Beim Fortgehen beginnt sie laut zu weinen, deutet lallend nach der Laute, will sie mitnehmen. Preinfalk zögert. Die Laute gehört ja jetzt Maria, die darf er nicht mitnehmen.

Schüchtern fragt er die Patin um Erlaubnis und lauscht. Sein ernstes Gesicht verklärt ein sonniges Lächeln.

„Hast ja recht, Miez. Was frag' ich auch so dumm! Du wirst doch deinem Patchen die Freude nicht verderben. Schau nur, wie sich das Kind freut über dein Geschenk."

Mit zufriedenem Lächeln nimmt er die Kleine, die das Instrument nicht aus den Händen läßt, auf den Arm und geht mit ihr fort. —

Aurelia ist über die Laute wenig entzückt, sagt aber nichts und überläßt Vater und Tochter ihrem kindischen Treiben.

Und Preinfalk erlebt mit der eigensinnigen Kleinen bald ein rechtes Kreuz. Daß er ihr tagsüber oft vorspielen und singen muß, wäre ja noch das wenigste, aber das Kind gibt auch abends und nachts keine Ruhe, will nicht mehr einschlafen, ohne vom Vater in Schlaf gesungen zu werden, und das ist im Eisenbahnleben nicht immer so einfach. Manchmal, wenn sich Mariechen gar nicht beruhigen will und nach dem gewohnten Schlaflied verlangt, bleibt der Mutter nichts anderes übrig, als in die Kanzlei hinunterzueilen und den Vater zum Einschläfern des Kindes zu holen. Und der fügt sich dem

kindlichen Eigensinn, nützt die kurzen Zugspausen aus und lullt sein glücklich lächelndes Mädel mit Gesang und Lautenspiel in süße Träume.

Still und friedlich fließt die Zeit dahin und trägt die Familie Preinfalk auf sanftem Wogengekräusel durchs Leben. Mariechen bleibt ohne Geschwister und wird ein kernfrisches, gesundes Mädel, eine rechte wilde Hummel, die oft im Tag mit einer eigentümlich tiefen, klangvollen Stimme unermüdlich vor sich hin summt. Dann lauscht der Vater, in ernstes Sinnen versunken, den bekannten Weisen und betrachtet sein Kind mit träumenden, erdfernen Blicken.

Aurelia ist eine gute Gattin, die beste Mutter. Nur die Neugierde danach, was sich in der geheimnisvollen Kapsel verbirgt, läßt sie nicht ruhen, plagt sie immer stärker. Bald versucht sie, dem Gatten das sorgsam behütete Geheimnis abzuschmeicheln, bestürmt ihn mit Bitten und Fragen, bald schmollt und zürnt sie tagelang, zeigt eifersüchtige Anwandlungen, und er muß die bittersten Vorwürfe hören. Oft spricht sie lange Zeit überhaupt nicht von der Kapsel, scheint sich zufrieden gegeben, abgefunden zu haben, um dann wieder ganz unvermittelt zu fragen und eigensinnig dabei zu beharren.

Einmal läßt sie gar nicht mehr locker.

„Sag mir doch wenigstens, was drin ist, Willi. Dann geb' ich Ruh'!"

Der sieht sie ernst an und schweigt.

„Ist überhaupt was drin?"

„Was wir alle einmal werden: Staub und Asche."

Ungläubig schaut sie ihn an.

„Hängt die Geschichte mit einer deiner vielen Jugendtorheiten zusammen?"

Preinfalk zuckt die Schultern und bleibt stumm.

Das sind aber auch die einzigen unerfreulichen Auftritte in diesem Eheleben.

Siebzehn Jahre sind vergangen.

Durch Preinfalks Blondhaar ziehen sich die ersten grauen Fäden. Mariechen ist ein großes, schönes Mädel geworden, Aurelia zu einem vollen, reifen Weibe erblüht, das auf strenge Ordnung im Hause hält. Die Laute hängt längst wieder in Matzelbach in Maries kleinem Stübchen, in dem noch immer alles beim alten ist. Oft noch pilgert Preinfalk zu dieser stillen Stätte wie zu einem Heiligtume und lauscht in den sinkenden Abend hinein auf geheimnisvolle Zeichen und Laute. Der alte Schönpflug schafft und wirkt noch fleißig als rüstiger, knorriger Greis und hat dem Bräutigam seines Lieblings die alte Zuneigung bewahrt.

Eines Tages hat Preinfalk Verkehrsdienst und leitet den Vorschub in seiner Station. Da fällt von einem in voller Fahrt befindlichen Wagen ein großes Kohlenstück herab, trifft ihn mit stärkster Wucht auf Kopf und Gesicht und wirft ihn besinnungslos zu Boden. Rasch wird der Bewußtlose in seine Wohnung gebracht und der Arzt geholt. Den Bemühungen des Doktors gelingt es zwar bald, den Ohnmächtigen ins Leben zurückzurufen, doch bei der eingehenden Untersuchung des Verunglückten wird sein Gesicht ernst. Das Kohlenstück hat die Brillengläser zerschlagen; Splitter drangen in beide Augen, die ernstlich gefährdet sind. Der Arzt verlangt, Preinfalk müsse in ein Krankenhaus zu einem tüchtigen Augenspezialisten gebracht werden.

Nach einigen Wochen holen Mutter und Tochter den Vater aus dem Spital ab. Eine schwarze Binde bedeckt

seine Augen. Er muß geführt werden, ist aber heiter und hoffnungsvoll. Äußerste Ruhe und Schonung, Fernhalten jeder Aufregung, dann kann alles noch gut werden.

Unter Frau Aurelias guter Pflege schreitet die weitere Heilung gut fort. Der Kranke wird von Mutter und Tochter verwöhnt und verhätschelt, wie ein kleines Kind.

Über Aurelia kommt wieder einmal die Zeit quälender Neugierde und treibt sie zu einem verwegenen Entschluß. Jetzt muß sie endlich dem Geheimnis der goldenen Kapsel, die ihr so manche dunkle Stunde in ihrer Ehe bereitete, auf die Spur kommen.

Es fällt ihr nicht schwer, eine gleich gestaltete Kapsel zu erwerben, und diese vertauscht sie eines Tages während des Mittagschlafes ihres Gatten, der noch im Bett liegen muß, mit der Kapsel, die er immer auf der Brust trägt. Zitternd schleicht sie davon, um in aller Ruhe dem geheimnisvollen Inhalt nachzuspüren. Preinfalk hat ja noch die Binde vor Augen, und da die beiden Anhängsel einander genau gleichen, wird er auch durch Befühlen nichts merken. Später kann sie ja die Kapseln abermals vertauschen.

Preinfalk erwacht aus seinem Schlummer und läßt in Gedanken die Kapsel spielend durch die Finger gleiten.

Durch das jahrelange Tragen auf der bloßen Haut hat das Metall eine eigene Glätte angenommen, heute faßt es sich nun so fremd an. Jäher Verdacht steigt in ihm auf. Prüfend befühlt er das Amulett von allen Seiten, wiegt es auf der Hand, auf den Fingerspitzen, es scheint leichter als sonst. Er reißt die Binde vom Gesicht und blinzelt mit kranken, schmerzenden Augen in das grelle Licht. Es dauert eine Weile, bis er einen leisen Schein gewinnt, Gegenstände unterscheiden kann. Er hält eine fremde Kapsel in der Hand.



Stöhnend läßt er sich in einen Stuhl sinken. Wann kann man sie vertauscht haben? Lange war das sicher noch nicht. Vormittags trug er noch seine eigene um den Hals, das weiß er bestimmt. Vielleicht während er eben schlief? Langsam tastet er sich aus dem Zimmer.

In der Küche sitzt Aurelia und bemüht sich fieberhaft, die goldene Hülse zu öffnen. Lange vergeblich! Endlich entsteht durch einen Schlag mit dem Hammer ein kleiner Sprung. — Feiner, grauweißer Staub rieselt heraus. Asche!

Aber vielleicht ist doch noch etwas anderes drin. Sie nimmt ein Blatt Papier, klopft mit dem Finger auf die Kapsel und läßt alles herausrinnen. Nichts als Staub und Asche!

Und nach diesem Häufchen Asche hat sie so viele Jahre in heißer Gier gefiebert! Um ein Nichts hat sie sich gebangt und geängstigt.

Sorgfältig streift sie jedes Stäubchen zusammen und will alles wieder in die Kapsel tun, da öffnet sich die Tür und ihr Mann steht auf der Schwelle, starrt sie mit wunden Augen traurig an.

Schreiend springt die Frau auf.

„Um Gottes willen, Willi, die Binde ..."

„Laß das jetzt. Gib mir meine Kapsel wieder."

Weinend gehorcht die Gattin.

Preinfalk fühlt den Riß im Metall und lächelt bitter.

„Weißt du jetzt, was drin ist?"

„Verzeih, Willi! Kein Stäubchen fehlt ..."

Der wendet ihr schweigend den Rücken und tastet sich hinaus.

Aurelia bemüht sich um den Kranken, legt ihm die Binde wieder um, schickt nach dem Arzt, bittet und fleht um Verzeihung. Preinfalk schweigt. Als die Tochter

heimkommt, schickt er sie mit der Kapsel zum Goldarbeiter, der soll den Schaden ausbessern.

Die Unvorsichtigkeit scheint aber für die verletzten Augen keine schlimmen Folgen zu haben, dagegen entwickelt sich bei dem Kranken ein hartnäckiges Herzleiden, das ihn oft quält und peinigt. Der Arzt spricht von einer Neurose und schüttelt bedenklich den Kopf.

Aurelia mißt sich alle Schuld an diesem Leiden bei und quält sich mit bittersten Vorwürfen.

Seit jenem Vorfall spricht Preinfalk mit seiner Frau kein Wort mehr.

Endlich hat er seine Sehkraft so weit wieder erlangt, daß er, eine blaue Brille vor Augen, zum erstenmal wieder ausgehen kann.

Am nächsten Morgen fährt er weg und verbittet sich jede Begleitung.

In Maries Stübchen sitzt ein müder, gebrochener Mann und spricht sich lange mit seiner Miez aus.

Nachdenklich lauscht er ihren Antworten. Heute kommen die zwei einmal gar nicht überein. Preinfalk wird ungeduldig.

„Aber Miez, das mußt du doch einsehen, daß es so nicht weiter geht. Schau, was soll ich noch auf der Welt? Mit dem Dienst, mit der Arbeit ist's aus, mein Mädel ist erwachsen, braucht mich nicht mehr, die hat jetzt andere Sorgen im Kopf. Und meine Frau —?"

Flüsternd erzählt er ihr seine Geschichte.

Jetzt verstehen sie sich wieder besser und sind bald ein Herz und eine Seele.

„Miez, du hast mir dein junges Leben zum Opfer gebracht. Du wolltest mich vor der Heirat mit dir, dem armen, ungeliebten Mädchen, bewahren, du glaubtest

mir durch deinen Tod zu nützen. Hast du recht getan? — Hast du einem Größeren ins Handwerk gepfuscht? — Sieh, jetzt komm ich ja doch zu dir! Waren wir überhaupt getrennt?" —

Sinnend schaut er zum Fenster hinaus.

„Wieder blüht der Flieder. Weißt du noch, Miez ...?"

Ein seliges Leuchten huscht über sein abgezehrtes Gesicht.

„Ja, ich komme, Miez!"

Noch einmal sieht er sich in dem kleinen Zimmer um, grüßt zum Abschied all die stummen Zeugen seiner heimlichen Zwiegespräche mit Marie, nickt der Laute vertraulich zu.

Langsam geht er hinaus.

Unten in der Gaststube sitzt der alte Schönpflug und schnitzt zum Zeitvertreib einen Kochlöffel. Preinfalk setzt sich zu ihm.

„Herr Schönpflug, ein Stamperl Kognak und ein Fläschchen mit auf die Reise. Der Arzt hat mir zwar Alkohol streng verboten, aber heut tut mir eine kleine Auffrischung not."

Als Schönpflug ein gefülltes Glas brachte, stürzte Preinfalk mit einem Zug das scharfe Getränk hinunter. Er spürte, wie sein Herz plötzlich schneller pochte. Ein paarmal schnappte er keuchend nach Luft, dann ward ihm besser.

„So, lieber Herr Schönpflug. Und nun ade! Jetzt komm' ich nicht mehr. Leben Sie wohl, und Dank für alles!"

Fest drückt er dem erstaunten Alten die Hand, ein leises Zittern schwingt in seiner Stimme. Er achtet nicht auf die verwunderten Fragen des Greises.

Langsam schreitet er in den sonnigen Maientag hinein. Die alte Mühle, die dunklen Erlen am Bache, der

blühende Flieder, alles kommt ihm so lieb und vertraut vor, erinnert ihn an seine Miez.

„Weißt's noch, Miez ...?" Oft drängen sich ihm die drei Worte auf die Lippen.

Drüben am Bahndamm rattert ein Zug vorbei. Ein Zugsbegleiter erkennt ihn und grüßt herüber. Freundlich schwenkt Preinfalk den Hut.

„Leb wohl, alte Eisenbahn! Hartes und schweres Brot! Aber schön war's doch! Wenn ich noch einmal auf die Welt komme, werd' ich wieder Eisenbahner! Fertig! — Abfahrt!" —

In seinen Augen schimmert es feucht. Merkwürdig, wie weich, aber auch wie leicht und frei ihm heute ums kranke Herz ist.

Steil führt jetzt der Weg aus dem Tal den Hang hinauf nach Bernau. Das Steigen fällt Preinfalk schwer, oft bleibt er schwer atmend stehen und trocknet sich den Schweiß von der Stirn. Das Herz will nicht mehr mittun, denkt er. Ein Schluck aus der Flasche treibt es immer wieder an zu rascherem Schlage. Bis zum Friedhof muß er noch aushalten. Lange dauert es ja nicht mehr.

Eng an den Hochwald geschmiegt liegt still und friedlich die Stätte der Toten. Andächtig, in friedlicher Stimmung tritt Preinfalk ein.

Jetzt werden ihm ja bald die Augen aufgehen, es wird hell werden um ihn, er wird wissen, was jenseits der dunklen Pforte liegt.

Müde läßt er sich auf Maries Grabhügel nieder.

„So, Miez, da bin ich! Grüß dich Gott!"

Lauschend horcht er ins Grab hinein und nickt zufrieden. Aus den grünen Ranken leuchtet ihm ihr Name und Todestag in hellen Goldbuchstaben des Grabsteines entgegen.

Leise summt er den Vers des alten Volksliedes vor sich hin:

„Zwischen Ros' und Rosmarin
Steht des Liebchens Name drin.
Da erst wird's dem Jüngling klar,
Wo die Braut zu finden war."

Eine Waffe blitzt in seiner Hand, seine zuckenden Lippen murmeln ein letztes Gebet. Noch einen langen Trunk aus der Flasche, sein Herz arbeitet fieberhaft, schlägt wild gegen die Rippen, als wolle es die schmerzende Brust zersprengen. Jäh ringt er nach Luft, heller Schweiß steht auf seiner Stirn. Plötzlich breitet er die Arme weit aus und sinkt sterbend auf das Grab. Ein seliges Lächeln verklärt seine friedlichen Züge. Noch im Tode hält er den kleinen Hügel umfaßt.

Trillernd steigt eine Lerche zum blauen Himmel empor und schmettert ihr sehnsuchtsvolles Liebeslied über die stille Stätte des Friedens.

Die Waise

Roman von S. Barinkay / Fortsetzung und Schluß

„Ja, Karla, du hast eben Glück gehabt," begann der Bauer nochmals. „Gegen meiner! Wenn das umgekehrt eintroffen wär? Hätt' auch sein können! Wenn ich an deiner Stell' so nobel angezogen nach dem Italienischen fahren tät' und du müßtest dasitzen an mein' Platz da mit dem Anhang und dem löchrigen Dächli überm Kopf."

Er lachte dröhnend, doch sein Auge lachte nicht mit. Und die Frau schmunzelte und die Kinder kicherten, die Eltern nachahmend.

Auch Karla lächelte matt, wenn auch ein wenig peinlich von den Worten berührt, und erhob sich. Sie fand endlich die Kraft dazu.

Arni stellte sich breitbeinig vor sie hin.

„Dableiben ein paar Tag möchtest nicht bei uns? Wir täten dir schon Platz machen am End' und ein gut's Essen für dich auftreiben und dich ehren, Schwester."

Die Bäuerin sagte nun auch: „Ja, gern."

„Ich werde erwartet. Es geht nicht," erwiderte Karla, ein wenig verlegen, doch festen Tons.

Arni sah sie besinnlich an. „Schade!"

Und nach einer Pause: „Von der Mutter selig weiß ich dir sonst nichts zu sagen, als was die Leute sagen: daß sie ein braves Weib war, ja! Ich kann mich nimmer auf sie erinnern. Ich war ein kleins Büabli noch. Der Großvater hat mich nicht mitlassen, damals. Wenn er nicht so eigensinnig gewesen wär', ich hätt' leicht auch mein Glück gemacht und braucht jetzt nicht a Bur sein."

„Auch Bauer sein ist schön!“ meinte Karla. „Man ist frei! Ist Herr auf seinem Hof. Die Menschen in der Stadt sind meistens noch unzufriedener mit ihrem Los. Und glücklich oder unglücklich kann man in der Stadt wie auf dem Lande sein und werden.“

Sie zog ihre goldene Uhr, die sie an einem feinen Kettchen trug, aus der Taille.

„Es ist höchste Zeit!“

Zehn Augen betrachteten mit staunenden Blicken das kleine, glänzende Ding.

Als Karla einen Schritt vorwärts machte, nahm Ärni die Pfeife aus dem Mund, seine Augen flackerten unruhig, seine Stirne bekam eine Reihe von Falten, die von einer Schläfe zur anderen liefen. Er rang nach etwas.

„Der Mutter selig tät's wohl gefallen, wenn du mir ein wenig helfen möchtest, Schwester. Die Kinder — das Dächli — du kannst es wohl leicht entbehren ...“

Karla begriff und errötete heftig.

„Ich — ich hätte dir schon noch etwas gesandt, da ich ja von dir bisher nichts wußte, doch ich will dir auch gleich gern ein Geschenk geben.“

Sie öffnete ihre lederne Handtasche, nahm das Portemonnaie heraus und legte zwei Hundertlirescheine auf den Tisch. Sie war gut mit Geld versehen. Ihren gesamten Sparschatz hatte sie eingesteckt und die Mittel, die ihr Walter für den Haushalt übergeben hatte, dazu. Dafür überließ sie ihm ja alles andere.

„Ich kann nicht mehr entbehren jetzt und habe kein Schweizergeld. Du bist an der Grenze, da kannst du's leicht wechseln.“

Die Scheine verschwanden schnell in seiner Hosentasche.

„Freilich, freilich! Vergelt's Gott auch und die Mutter

selig!" sagte er mit stechendem Blick. „Und da kommt her und bedankt euch, wie sich's gehört."

Sie reichten ihr alle wie vorhin die Hand, auch die Frau mit roten Flecken auf den knochigen Backen. Karla verband damit gleich den Abschied.

„Behüt' euch Gott!"

Dann bekam sie wieder die Hand zu spüren, die wie Stein drückte.

„Es war schön von dir, daß du kein' Stolz nit kennst, und uns aufgesucht hast," sprach er wieder, denn eine große Auswahl in Worten stand ihm nicht zu Gebote. „Und es wär' schön von dir, wenn du einmal wieder nach uns schauen wolltest, der Mutter selig wegen."

Sie nickte und lächelte seelenlos.

„Willst du mir nicht dein' Adreß' sagen? Ich kann schon schreiben. Leicht schreib ich dir bald."

„Jetzt habe ich keine, da ich reise. Später dann. Ich schreibe sie her."

„Ja, ja, aber gewiß! Ich heiß Hug. Ärni Hug. Merk dir das! Und schreib mir's genau!"

Bis zum Wagen ging er schwerfüßig, in mächtigen Holzschuhen, die Pfeife im Mund, mit. Die Frau großäugig hinterdrein, die Kinder dazu, andere Bauernleute voll Neugier ebenfalls. Karla stieg hastig ein.

„Adiä, adiä!"

Wieder die fürchterliche Hand, die die ihre faßte, dann zog das abgerackerte Gäulchen an.

Sie blickte nach ein paar Minuten nochmals zurück, doch nicht zu den Leuten, die ihr nachgafften und nachriefen, sondern über den Ort hin und zu den Eisgipfeln der Hochalpen, die dahinter fast in den Himmel ragten, und dachte an die Mutter, die sie nie gekannt. Von ihr wäre sie geliebt worden.

Des Mannes Händedruck hatte sie ganz kalt gelassen. Sie wußte: das war für das Geld. Dem Menschen bist du so fremd, wie er dir.

Nicht eine Spur von verwandtschaftlichem Gefühl hatte sie dem klobigen, habsüchtigen Bauersmann gegenüber empfunden und sie erkannte: das Blut bindet nicht, wenn Bildung, Gesinnung und Gewohnheit scheiden.

Mit zusammengekrampftem Herzen fuhr sie nach der Station zurück.

Sie war in dem Glauben gewesen, daß man in diesem Erdenwinkel so viel wie nichts von ihr wüßte. Und da war seit Jahren der Neid ihr nachgeirrt, ohne daß sie eine Ahnung von den Menschen hier besaß.

Ob man sich gleichermaßen mit ihr beschäftigt hätte, wenn nicht der Glorienschein des Reichtums um ihre Person leuchtete?

Sie lachte bitter.

Das Geld, das verfluchte Geld! Es verdreht die Gehirne, verdirbt die Seelen, macht den Menschen gemein.

Um des Geldes willen war sie geheiratet worden, nicht aus Liebe, wie sie in ihrer achtzehnjährigen Dummheit gemeint.

Und das verzieh sie Walter nie, selbst wenn er ihr heute beweisen könnte, daß er sie liebte.

Karla fuhr nach dem Süden weiter. Nach Carrara wollte sie, Verwandte des Vaters suchen. Aber schon war sie zur Besinnung gekommen und ernüchtert.

Wen konnte ein Mann, der im Marmorbruche gearbeitet hatte, an Verwandten besessen haben?

Wenn sie die auch fand, gähnte hier nicht die gleiche Kluft wie dort? Sahen sie in ihr nicht gleichfalls eine Geldquelle, aus der sich schöpfen ließ? Sonst nichts?

Denn so fremd, fremd in Art und Wesen, und wenig anziehend, ja vielleicht abstoßend sie ihr waren, so war sie's umgekehrt auch ihnen. Die Gegensätze waren doch zu schroff. Keine gemeinsam verbrachten Jahre, keine gleichen Anschauungen und Bedürfnisse knüpften sie aneinander.

Zwischen den Gegensätzen blinkte nur der Höllenglanz des Geldes, und um dessentwillen würde sie wahrscheinlich mit falscher Liebe und Anhänglichkeit aufs neue betrogen werden.

Was tun? — Wozu fuhr sie weiter? — Hatte es einen Zweck? —

Aber was sollte sie sonst beginnen? Wohin gehen? —

Der Zug war über die deutsche Schweiz, über Göschenen hinaus, hatte den großen Tunnel und Airolo passiert, und die Landschaft zeigte schon ein südliches Gepräge. Die blauschimmernden, schneeigen Kuppen standen ferne in großartiger Beleuchtung.

Vor dem Fenster schossen jauchzend die ersten Schwalben vorbei. Karla schaute ihnen mit schmerzlichem Neide nach.

Groll stieg auf in ihr, daß man sie der Umgebung entrissen, in der sie geboren worden. Nun wäre sie ein schlichtes Mädchen, das irgendwo auf ehrliche Weise sein Brot verdiente, oder eines gleichgestellten Mannes Weib, zufrieden, anspruchslos im einfachen Kleid bei einfachen Sitten. Weib eines Mannes, der sie nicht des Geldes wegen gefreit.

Und dem gegenüber stieg langsam das Gesicht der Frau empor, die so mütterlich gehandelt an ihr, und ihre Augen sahen sie voll tiefer, sprechender Wehmut an.

Ihre glückliche Jugend, ihre sorgsame Erziehung, die Vorteile, die ein gebildeter Mensch genießt — wog alles das so leicht?

Scham, Erinnerung und wirre Qual marterten sie.

So von den widerstreitendsten Empfindungen geschüttelt, lag sie in der Coupéecke mit geschlossenen Augen und tastete nach einem Halt.

Sie sagte sich: ich will mich scheiden lassen. Ich werde mir dann irgend eine Existenz gründen.

Alle ihre Fähigkeiten ging sie durch und alle Möglichkeiten, die zu einem Berufe führen. Für den Anfang hatte sie eine nun allerdings zusammengeschmolzene Summe und ihren Schmuck, den sie verkaufen konnte. Von Walter wollte sie nichts mehr sehen und nichts mehr hören. Für ihn wollte sie verschollen sein. Das war seine Strafe für all den Trug. Denn peinigen würde es ihn sicher, wenigstens eine Zeitlang.

Längst rollte der Zug durch italienische Auen. In Karlas Ohren klang die schöne, musikalische Sprache und immer wieder der Name Genua.

Man näherte sich der berühmten Handels- und Hafenstadt, von wo eine kurze Fahrt sie nach Carrara bringen sollte.

Das Wort „Genua" berührte Karla seltsam vertraut. Sie war mit ihren Gedanken vorhin auf Halleck gewesen. Und zwischen Halleck und Genua gab's eine Verbindung. Das fühlte sie plötzlich und wußte auch sogleich welche: die Briefe, die zwischen den beiden Orten hin und her gewandert waren, so lange sie denken konnte.

Sie erinnerte sich, wie gerne die Mutter diese Briefe empfing, und wie besorgt sie stets war, daß ihre Antworten ordnungsgemäß zur Post kamen.

In Genua lebte eine Frau, die ihrer Mutter Freundin gewesen.

Sollte sie diese nicht aufsuchen? Konnte sie von ihr

nicht ein wenig Licht, einigen Trost für ihr Unglück, und Rat für ihre Zukunft erlangen?

Wenn sie der Mutter so lange Jahre freundschaftlich gesinnt, war es da so unmöglich, daß sie auf die Tochter — ob sie eine echte oder unechte war — ob die Dame davon wußte oder nicht — ein wohlwollendes Interesse übertrug?

Karla erhob sich erregt und holte aus ihrem Köfferchen ein großes Buch hervor. Einer der wenigen Gegenstände, die sie von Halleck als unantastbares Eigentum mitgenommen, war ein Briefmarkenalbum, das sie heute noch besaß, denn sie hielt es hoch als Andenken an die Mutter. Es war ein Geschenk von ihr, das ihr besondere Freude bereitete. Die Mutter hatte stundenlang mit ihr zusammengesessen, die Marken sichten und kleben helfen und dadurch eine Art Geographie und Landeskunde mit dem Kinde geübt. Im Institut war dann der Sport weiter betrieben worden. Die Mädchen sammelten die ganzen Umschläge, und Karla führte mit den von der Mutter erbetenen Kuverts mit italienischen Freimarken einen Tauschhandel.

In dem Album lagen noch etliche davon. Sie trugen auf der Rückseite Namen und Adresse der Absenderin, die ihr nicht mehr klar genug im Gedächtnis waren. Sie segnete die Pietät, die sie das Buch auf ihre traurige Wanderschaft mitnehmen hieß.

Sie steckte ein solches Kuvert in die Handtasche und fuhr nun erleichtert Genua zu.

Es gab eine Seele auf Erden und in der Nähe, an die sie sich vertrauend wenden konnte.

Erst als sie ausgestiegen war, ihre Sachen im Aufbewahrungsraum abgegeben und in einem der wartenden Wägelchen Platz genommen hatte, wurde ihr wieder beklommen zumute.

Sie hatte keinen Blick für das marmorne Kolumbusdenkmal, an dem sie vorüberfuhr, für das überaus lebhafte Getriebe ringsum. Ihr Herz klopfte.

Ob die Frau noch lebte? Ob nicht auch sie unter dem grünen Rasen schlief, wie die Mutter?

Aber noch hatte sie den Schrecken, der sie bei diesem Gedanken ergriffen, noch nicht überwunden, da hielt der Wagen schon in der Via Balbi, vor einem alten, mächtigen Hause.

Karla schellte mit bebenden Fingern.

Eine Magd öffnete die zugesperrte Türe und fragte in einem Stockgenuesisch nach dem Begehr der Dame.

Die junge Frau wurde verlegen der unverständlichen Rede gegenüber, wollte zuerst eine Visitenkarte hergeben, doch das Frau Karla Jessen paßte ihr nicht, und nahm kurz entschlossen das vergilbte Briefkuvert und reichte ihr's.

„Signora Ossanza? Signora Ossanza?" fragte das Mädchen überrascht und ging, nachdem Karla aufatmend genickt hatte. Nach fünf Minuten kehrte sie zurück und ließ sie eintreten.

Es schlug ihr ein strenger Duft entgegen, wie ihn in Kellern gelagertes Obst ausströmt.

Sie war noch nicht an der Treppe angelangt, als sie oben eine rundliche, ältere Dame mit einem weißen Krauskopf sah, die ihr mit gespanntester Neugier entgegenschaute. Nach einem sekundenlangen Blick kam sie, so rasch als ihre Gestalt zuließ, die Stufen herab mit ausgebreiteten Armen.

„Das ist ja meiner lieben Karline Töchterchen! Willkommen! Willkommen!"

Karla fühlte sich umarmt und geküßt und unendlich wohltuend berührt.

Es schossen ihr Tränen auf, und sie hatte eine Weile zu tun, um ruhig zu werden. Erst dann konnte sie reden.

„Sie haben mich gleich erkannt, gnädige Frau?"

„Der Umschlag erst, der gab mir die Richtung! Und dann die große, schmale Gestalt, und die dunkelsamtnen, schönen Augen, von denen mir meine selige Freundin so oft schrieb."

„Sie wissen es?!" sprach Karla leise.

Die Dame nickte.

„Meine arme Karline! Es war zu früh — viel, viel zu früh!"

„Hat es Ihnen Papa mitgeteilt?"

Sie sagte das altgewohnte Wort noch immer, doch selten ohne Stocken und Zögern.

Frau Ossanza erwiderte: „Mein letzter Brief kam zurück mit dem Vermerk: Adressat verstorben. Ich schrieb dann noch mehrmals an Herrn Hattinger in großen Zwischenräumen, erhielt jedoch weder meine Zuschriften wieder noch sonst eine Antwort. Schließlich dachte ich, Herr Hattinger ist seiner Gattin in den Tod gefolgt, und war im stillen oft bekümmert um Karlines so heißgeliebtes Kind. Oder er hat sich wieder vermählt, lebt an einem ganz anderen Erdenfleck und will von der Vergangenheit nichts mehr wissen. Wir waren uns eigentlich fremd, tauschten durch Karlines schriftliche Vermittlung selten einen Gruß."

„Nein, nein, er lebt und ist stets auf Reisen."

Karla hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und wischte mit dem Taschentuch die Tränen weg, die sich nun doch nicht mehr zurückhalten ließen.

„Nicht weinen, liebes, junges Kind!" tröstete Frau Ossanza sie sanft und warm und öffnete die Türe zum Salon vor ihr.

Karla trat in ein großes Zimmer mit Mosaikboden, auf dem echte orientalische Teppiche lagen, deren Prachtfarben in der hellen italienischen Sonne satt und glühend wirkten.

Die Dame eilte auch sofort zum Fenster und ließ die rotgestreiften Markisen nieder.

Es kam eine angenehme Dämmerung in den Raum. Die Mimosenäste, die in einer auf dem Boden stehenden hohen Glasvase standen, begannen zu duften.

„Setzen Sie sich, mein liebstes Fräulein — und lassen Sie sich ansehen — und lassen Sie mich fragen. Ist Herr Hattinger in der Nähe? Sind Sie allein da? Soll Ihr Besuch nur ein kurzer Stundenbesuch sein oder bleiben Sie länger in Genua? Ich hätte eine Riesenfreude, wenn das letztere der Fall wäre.“

„Ich bin allein.“

Befangenheit drückte sich in Karlas blassem Gesicht aus. In dieser Minute trat die Traurigkeit darin stark zutage. Ihre Augen redeten mehr als ihr Mund.

„Ich seh's,“ sprach Frau Ossanza, schnell begreifend, „Sie können bleiben. Wie mich das freut! Mein Haus steht Ihnen offen, so weit und so lange es Ihnen gefällt. Oh, es soll Ihnen schon gefallen bei mir. Und nun kommen Sie! Wozu uns da steif gegenübersitzen. Sie sind hier zu Hause. Sie gehören zu uns!“

Sie nahm die junge Frau bei der Hand, ehe sie einen Laut erwidern konnte, schloß eine Türe im Korridor auf und hieß Karla vorangehen.

Sie traten in ein hübsches, geräumiges Fremdenzimmer, bis auf Kleinigkeiten bereit, einen Gast zu beherbergen.

„Gnädige Frau, Sie sind so gütig!“

Frau Ossanza wehrte lächelnd ab.

„Zwischen uns gar keine Flausen. Ich bin glücklich, Sie bei mir zu haben. Machen Sie sich's bequem. Ihr Gepäck lasse ich sofort holen, und ein Mädchen schicke ich Ihnen zum Helfen. Und dann kommen Sie zu mir, und wir plaudern ganz allein. Ich habe so viel zu fragen, mein liebes Fräulein, und Sie werden auch viel zu erzählen wissen."

Karla nickte mit stummem Ernst und drückte der Dame die Hand mit Innigkeit. Die Frauen sahen einander an. Die Sympathien auf beiden Seiten kamen in einem tiefen, langen Blick zum Ausdruck.

Als die junge Frau allein war, fiel sie auf einen Stuhl und seufzte tief auf.

Ein Streifen Sonne fiel von oben her in das Gemach, legte sich über Boden und Möbel und brachte eine frohe Stimmung in den Raum. Das Fenster war offen; es strömte eine weiche, warme Luft herein.

Jetzt erst merkte sie den klimatischen Unterschied. Und spürte ihn mit Wohlbehagen am Leibe, wie sie den unverhofft liebevollen Empfang an der Seele gefühlt.

Hier war's gut sein. Da konnte sie ihre verhetzten Gedanken sammeln und ruhig werden und nachdenken über ihre Zukunft.

Sie wusch sich, steckte das Haar sorgsamer auf und zog eine andere Bluse an. Viel Gepäck hatte sie nicht bei sich. Dann ließ sie sich von dem Mädchen hinabführen zu der Dame des Hauses.

Karla trat in ihrer feinen Schlankheit mit dem ihrem Gange eigenen Liebreiz in das kleine, traute Zimmer und sah sich von den Augen der Frau Ossanza mit Wohlgefallen betrachtet.

„Kommen Sie, kommen Sie! Ich brenne vor Begierde, so vieles von Ihnen zu hören. Wir sind ungestört.

Mein Mann ist auf Einkaufsreisen seit acht Tagen, meine vier Töchter sind schon Ehefrauen hier in der Stadt und besuchen mich oft gegen Abend. Zu Hause sind nur noch mein Ältester und mein Jüngster, beide sind augenblicklich nicht da. Setzen Sie sich neben mich, Karla. Nicht wahr, ich darf so sagen zu der Tochter meiner liebsten Freundin?"

Karla nickte bereitwillig und ließ sich zu ihrer Linken auf dem zierlichen, mit kostbarem Brokat bespannten Sofa nieder.

Da bemerkte Frau Ossanza an dem rechten Ringfinger ihres Gastes den goldenen Ring.

„Wie? Sie sind verheiratet?" rief sie erstaunt. „Warum sagten Sie das nicht? — Wie lange schon?"

„Sechs Jahre."

„So! Und alt sind Sie — ein halb Jahr älter ist meine Dritte — also vierundzwanzig Jahre. So — so —"

Sie sprach das kleine Verwunderungswörtchen seltsam gedehnt und blickte nachdenklich von Karla weg.

„Und Ihr Gatte. Wie heißt er? Was ist er? Wo ist er?"

Karla gab Bescheid. Und erzählte dann von der Mutter und ihrem Tod, von dem Verkauf Hallecks, von Hattingers Reiseunrast, von ihrer Heirat.

Frau Ossanza hörte mit gefalteter Stirne zu. In ihrem frischen, jugendlichen Gesicht — trotz der weißen Haare — lag eine große Versonnenheit.

„Und Sie haben während der Abwesenheit Ihres Gatten eine Reise nach dem Süden unternommen? Ohne Zweck — zur Erholung?"

Karlas blasses Gesicht mit dem Leidensstempel tauchte sich in Flammen.

„Nein. Ich — ich wollte Verwandte aufsuchen."

„Verwandte?"

„Ja. Verwandte meiner — meiner wirklichen Eltern.“

Frau Ossanzas Augen lohten.

„Also hat man's Ihnen gesagt? Er — er hat's getan? Gelegentlich Ihrer Heirat natürlich?“

Karla verneinte.

„Vorher. Aber das war ja gleich. Einmal mußte ich's doch erfahren.“

„Nein, liebes Kind! Nein. Sie mußten es durchaus nicht erfahren! Ganz und gar nicht! Das war nicht im Sinne der Frau, die sich freiwillig und mit ganzer Hingabe zu Ihrer Mutter machte,“ sprach sie heftig. „Sie zweifeln?“

Karla schlug die Augen nieder.

„Sie waren doch schon ziemlich verständig, ehe Karline starb. Sie müssen doch gemerkt und gefühlt haben, daß sie Ihnen vollkommen und aufrichtig Mutter war? Eine Mutter tut ihrem Kinde ohne Not nicht weh! Von ihr hätten Sie's nie erfahren ...“

„Aber er — er sagte doch ...“

Da war Frau Ossanza schon aus dem Zimmer und kehrte mit einer Schatulle zurück, die sie aufgeschlagen auf den Tisch stellte. Sie war bis obenauf mit Briefen gefüllt.

„Alle von Karline!“ rief sie erregt. „Und alle handeln zum größten Teil von Ihnen. Sie können sie einmal lesen. Und Sie werden sehen, wie die Gute Sie geliebt hat. Aber diesen lesen Sie gleich. Er ist ihr letzter. Über das, was da drinnen steht, hat sie Jahre und Jahre nie gesprochen. Sie waren eben ‚ihr Kind‘. Und in dem Sinne schrieb sie stets. Daß eine andere Frau Sie geboren, das war ausgelöscht, getilgt, als wäre es überhaupt nie geschehen. Als sie die Zeilen hier schrieb, da mag sie vielleicht unbewußt eine Todesahnung über-

schattet haben, und da faßte sie die Sorge um ihr Liebstes und sie mußte sich aussprechen. Lesen Sie — lesen Sie diesen Brief."

Mit scharfgeröteten Wangen und blitzenden Augen, in denen sich die zornige Strömung ihres Blutes verrieten, saß Frau Ossanza da und sah auf Karla, die ergriffen den Blick auf die Zeilen gesenkt, die eine Hand niedergeschrieben, die sie einst gepflegt und gekost und die nun längst vermodert war.

Sie las den Brief, der erfüllt war von Liebe und Sorge für sie, und erinnerte sich sogar des Tages, an dem er verfaßt worden war. Des lachenden Maitags, der sie noch als heiteres, harmloses Mädchen voll Torheit gesehen, geliebt von einem Menschen, mit einer reinen, starken, wunderbaren Liebe.

Tränen umflorten ihren Blick. Sie fiel vor Frau Ossanza in die Knie, schmiegte den Kopf in ihren Schoß und weinte.

Und das wilde Weinen schwemmte wenigstens einen Teil der schmerzlichen Bitternis weg, die sie erfüllte.

Sie bat der Toten mit brennendem Reugefühl ab, was ihre Gedanken argwöhnisch gesündigt hatten.

Was sie gelitten nach der Mutter Tod, herausgerissen aus ihren warmen Liebeshänden, unter Hattingers herzlosem Benehmen, das brach ungehemmt aus ihrer Brust hervor.

Frau Ossanza horchte mit Anmut und Weh und strich ihr zärtlich das wirre Haar aus der Stirne zurück.

Dann fragte sie plötzlich mit angstvoller Hast: „Haben Sie am Ende aus diesem Elend heraus einen Mann geheiratet, Karla?"

Sie schlug die Augen groß auf, in leuchtender Schönheit glänzend.

„Ich liebte ihn!“

„Gott sei Dank! Sonst hätte ich dem Menschen fluchen müssen, der so wider Gewissen und Moral und Recht handelte. Dann ist ja alles gut!“

Karlas Lippen zuckten.

Sollte sie auch die andere Wunde aufdecken, die in ihr blutete? — Die nicht zu heilen war, wie die, die sich soeben sanft geschlossen, denn die Beweise waren unumstößlich.

Sollte sie sagen, mit Hattinger hat mich der Mann, dem ich mein junges Herz geschenkt, betrogen und um des schnöden Geldes willen mich, die ich unwissend war, zur Frau genommen?

Walters Bild erschien vor ihr und stand neben dem der Mutter, das jetzt ganz lebendig war in ihr. Und sie verspürte mit jagendem Herzklopfen, daß sie's nicht vermochte, ihn preiszugeben. Jetzt nicht. Dann, wenn es sein mußte!

Frau Ossanza hob sie vom Boden auf.

„Beruhigen Sie sich, Frau Karla. Bleiben Sie bei mir, bis Ihr Gatte von Berlin heimkehrt. Nach Carrara fahren Sie nicht mehr. Verwandte Ihres Vaters würden Sie nicht finden, das weiß ich. Und Sie würden Ihnen auch nichts bedeuten. Sie könnten im Gegenteil nur schlimme Erfahrungen erleben. Aber ich bitte dringend, nun genießen Sie ernstlich etwas. Sie bedürfen dessen nach der Reise.“

Sie schob ihr die Porzellanplatte mit Fleischscheiben und einen Silberaufsatz mit Früchten zu.

„Essen Sie.“

Karla gehorchte und schilderte ihr mit Wehmut das Erlebnis in dem Schweizer Dorf.

„Liebes, gutes Kind,“ sprach die Dame eindringlich, „vergessen Sie das alles. Denken Sie, Sie haben eine

gute, eine beste Mutter gehabt, und der Himmel nahm sie Ihnen, leider zu früh, wie so oft. Und Vater? — Nun, sagen Sie sich, Sie hatten keinen, so lange Sie denken konnten. Oder Sie hatten einen lieblosen, ungerechten, wie es nicht selten ein Mann dem leiblichen Kinde ist. Aber das, was Karline mit Ihnen gewollt hat, das müssen Sie für voll nehmen, Karla, und dürfen sich's nicht schmerzen lassen, daß sie's nicht vollenden konnte. Schon um der lieben Toten willen. Sie würde am unglücklichsten darüber sein, wenn es möglich wäre. Hier, lesen Sie ihre Briefe! Sie werden alle Zweifel, alle Bitternis tilgen und Ihnen ein tiefes und beglückendes Bewußtsein geben."

Frau Jessen bewohnte das hübsche Gastzimmer im Hause Ossanza schon über zwei Wochen. Die Tage vergingen ihr wie im Fluge.

Frau und Söhne, die gewandt Deutsch sprachen, und die verehelichten Töchter, muntere, lebhafte Italienerinnen, ließen sich's angelegen sein, den Gast zu unterhalten und ihm Genua und seine Schönheit zu zeigen.

Dann fuhr man nach Pegli und Nervi und schließlich auch hinüber nach Monako und Nizza.

Es gab zu schauen, zu horchen. Die Eindrücke waren hundertfach und überwältigend für Karla.

Und die Tage flogen. Aber die Nächte! Die krochen mit Schneckenlangsamkeit, denn sie konnte nicht schlafen.

Sie hatte die Fenster offen und ließ die sanfte Nachtluft einströmen und lag auf dem Bett mit lahmen Gliedern. Nur Gehirn und Herz arbeiteten fieberhaft.

Über die Vergangenheit grübelte sie, rang und kämpfte um die Gegenwart und blickte mit trostloser Sorge in die Zukunft.

Sie versetzte sich mit krampfhafter Hartnäckigkeit in die Münchner Wohnung, in ihr einstiges Heim zurück.

Wie sah es dort aus ohne sie? Was trieb Walter? Wie trug er's, daß sie fehlte? — War er froh, sie los zu sein und der Heuchelei ledig und Herr des Geldes?

Litt er?

War sein Benehmen gegen sie wirklich so ganz und gar Falschheit und Schein gewesen?

Machte er sich Sorge um sie?

Er konnte nicht wissen, wie es mit ihr stand. Er ahnte nicht, wo sie sich befand, denn er wußte nichts von der Freundin ihrer Mutter.

Ob er nicht glaubte, sie habe sich ein Leids angetan? Und was verursachte ihm dieser Gedanke?

Alle diese Fragen, auf die sie keine Antwort fand, machten ihr das Gehirn schmerzen. Nach einer Zeit schob sie sie hinweg und sagte sich: „Ich muß reden. Ich muß morgen reden zu der lieben Frau. Ich kann doch nicht immer hier in diesem Hause bleiben. Ich muß alles bekennen: Ich bin nichts! Ich bin eine entlaufene Ehefrau! Ich lief davon, weil ich nachträglich erfahren habe, daß mich mein — mein Vater angeboten samt Geld, wenn er, der durch die Zeitung eine Frau mit Geld suchte, mich schleunigst nähme. Und ich hatte an Liebe geglaubt und gab Liebe! Ich, die ich ja eigentlich froh hätte sein dürfen, daß mich ein Mann mochte, mich, das von der Straße aufgehobene Kind. Und ich habe nichts; nur leere, müde Hände und will mir nun meinen Lebensunterhalt verdienen. Wie fange ich das an?"

Da schnürte sich ihr die Kehle zu. Ihr wurde zum Ersticken. Nicht nur weil sie Bangen hatte vor dem Leben und „Auf-eigenen-Füßen-Stehen", das stellte sich ihr unkundiger Sinn leichter vor, als es war, sondern weil in

diesem Eigenleben ein Mensch fehlte, an dem sie mit allen Fasern hing.

Enttäuschung, Bitterkeit und Schmerz waren über ihre Liebe hingestürzt — der Trümmerhaufen des zerbrochenen Glückes begrub sie —, doch sie war wie ein Pflänzlein, das im ersten Schrecken knickte, dann aber im Dunkeln mählich sich aufrichtete. Oder wie ein Feuer, das unter dem Zusammenbruch scheinbar erlosch, und ein Fünklein blieb glimmen und suchte Nahrung und wuchs zum Flämmchen, das sich siegreich durch alle Hindernisse brach, um an der Luft aufzulodern mit Macht und Gewalt.

In den stillen Nächten, in denen manchmal ein Liebeslied von den Gärten emporklang oder das zarte, schmachtende Klingen einer Mandoline, wurde Karla von dem Gefühl bedrängt, das sie tot geglaubt und nun umsonst niederzuringen suchte.

Und es schlichen Stunden an, in denen sie in hilfloser Selbstmarter stammelte: „Wäre ich bei ihm geblieben. Hätte ich die unseligen Papiere verbrannt und in dem Wahn weiter gelebt, daß er mich liebt, dennoch liebt! — Ein Wahn, der uns glücklich macht, ist ja tausendmal besser und mehr wert, als die traurige Wirklichkeit."

Doch solche Stunden gingen vorüber. Sie wurde sich klar darüber, daß es unmöglich gewesen wäre. Und sie ermattete in Wirrnis, Unschlüssigkeit und dumpfem Schmerz.

In diesen Nächten trübten sich ihre Augen und lagen glanzlos in den Höhlen, das Kinn wurde spitz, die Gesichtsfarbe gelblich, ihr Lächeln verzerrt, ihr Gang müde, teilnahmlos Ohr und Blick.

Frau Ossanza betrachtete sie oft forschend; wollte fragen und schwieg doch wieder. Ihr Gatte, ihre Töchter, ihre Söhne machten es ebenso, wollten fragen: „Signora,

sind Sie krank?" — Aber die Mutter legte beim Anblick ihrer verwunderten und besorgten Augen den Finger auf den Mund.

Man hörte auf, den blassen, stillen Gast, der so krampfhaft und rührend lächelte, wenn man ihn ansprach, zu ferneren Vergnügungen zu führen, und überließ Karla einige Tage sich selbst. Sie sah aus, als wäre ihr die Ruhe so notwendig wie das Atmen.

Da verblieb sie stetig auf ihrem Zimmer und erschien nur zu den Mahlzeiten, die im Hause Ossanza sehr regelmäßig eingenommen wurden.

Sie drückte sich leise, mit dem hilflosen Lächeln um den Mund, zur Türe herein, war ein schlechter und schweigsamer Esser, und man merkte ihr's an, sie wäre am liebsten weggeblieben. Und ebenso still verließ sie den schönen, kühlen Speiseraum wieder und ging nach oben.

Eines Nachmittags stieg Frau Ossanza flink, mit erregtem und zielbewußtem Ausdruck, die Treppe empor und klopfte an die Zimmertüre der jungen Frau.

Karla saß am Fenster, das auf ein Gärtchen ging, in dem die Mandel-, Pfirsich- und Aprikosenbäume wie weiße und rosige Blütensträuße standen.

Ein Springbrunnen plätscherte; Tauben gurrten und flogen mit pfeifenden Flügelschlägen hin und her.

Karla war zusammengezuckt, als es klopfte, und fuhr auf, als sie ihre Gastgeberin erblickte, denn sie war in schweren Träumen gewesen.

Nun kamen sie auch am Tage, wenn sie allein war.

Frau Ossanza drückte sie auf den Stuhl zurück und legte den Arm um ihre Schultern.

„Liebes Kind," sprach sie teilnehmend, „was ist mit Ihnen? Sie verbergen etwas. Warum sind Sie nicht

offen zu mir? Was drückt Sie? Wollen Sie mir's nicht sagen?"

Karla geriet den Fragen gegenüber in Verlegenheit.

„Ich — es ist nichts! Ich habe so starke Kopfschmerzen." Die Frau sah ihr mit einem schwachen Lächeln in das fassungslose Gesicht.

„Kopfschmerzen? Und da lassen Sie diesen starkduftenden persischen Flieder, den Ihnen mein Sohn überreicht hat, im Zimmer? Das ist töricht. Tragen Sie ihn hinaus, in den Salon hinab, liebe Karla, geben Sie ihm dort einen hübschen Stand, und Sie können sich daran freuen, so oft Sie wollen."

Die junge Frau ergriff die Vase mit den Blumen. Ehe sie ging, hob Betta Ossanza mit sanften Fingern ihr Kinn und sah ihr fest und innig in die Augen.

„Und dann kommen Sie und schenken mir Ihr Vertrauen! Ja?"

Karla nickte verwirrt und durch ihr Herz fuhr ein Stich unter dem hellen Leuchten in den dunklen Frauenaugen.

Sie stieg die Treppe abwärts und dachte sich: „Ja, ja, ich will reden. Mir alles, alles von der Seele reden! Ich muß! So geht es nicht weiter. Die gute Frau, die mir wohlgesinnt ist, wie sie es meiner Mutter war, wird mir raten — wird mir helfen!"

Mit dem Vorsatz trat sie in den Salon und war geblendet von den Lichtwellen, die durch die weitaufgespannten Flügel flossen und alle Farben darin leuchten ließen.

Sie kam bis zur Mitte des Raumes, dann gewöhnten sich ihre Augen an den goldhellen Glanz und wurden sehend.

Es glitt ihr die Vase aus der Hand, das Wasser rieselte, die Scherben klirrten, die Fliederrispen streuten sich über

den Teppich hin, die violetten Blütchen fielen aus den Kelchen.

Das junge, blasse Weib stand mit schlaffhängenden Armen da.

Langsam schritt der Mann näher, der auf einem Stuhl im Schatten gesessen hatte, faßte ihre beiden kalten, schwachen Hände und fragte müde und voll traurigen Vorwurfs: „Karla, was hast du getan!“

Er zog die Stumme, Willenlose auf den Diwan und setzte sich zu ihr.

„Warum hast du Ärmste von ein paar Papierfetzen dich leiten lassen? Warum hast du dich nicht mit mir ausgesprochen?“

Ihre Hände zuckten, als wollten sie los von den seinen, aber Walter hielt sie fest, wie mit seinen Blicken die ihren, die langsam die Starre verloren und unruhig wurden.

„Warum? Sprich, warum?“

„— die Beweise — die Tatsachen — die waren deutlich genug — und in der Erinnerung ergriff ich manches, was mir in meiner Jugend harmlos oder auch selbstverständlich — oder als stürmische Liebe erschienen. Alles Berechnung — Berechnung — Lüge — Heuchelei —“

Sie hatte lange die Stimme nicht gefunden und stammelte dann mit aufeinanderschlagenden Zähnen, und in ihr abgemagertes Gesicht, über das die Farben in jähem Wechsel flogen, zeichneten sich Linien der Verachtung und des Trotzes.

Jetzt ließ er ihre Hände frei.

„Höre mich an. Dann richte!

Ich war der Sohn gut situierter Eltern. Sie liebten mich zärtlich und ließen mich darum, entgegen ihrer Anschauung und ihrem Wunsche, die unsichere Laufbahn eines Künstlers ergreifen, zu der es mich trieb. Ich hatte

Talent. Ich studierte, wechselte die Akademien, wechselte die Lehrer, war jedoch immer fleißig.

Ich hatte nicht Sorge zu leiden, aber ich lebte auch nicht im Überfluß.

Dann starben mir die Eltern, zu einer Zeit, in der ich ihre Unterstützung noch recht notwendig gebraucht hätte.

Ich hatte in München mit dem üblichen Studium abgeschlossen. War fertig, was man so nennt. Für sich hat ein Künstler zu studieren, so lange er schafft. Doch ein Lehrer konnte mir nichts mehr geben. Ich mußte selbständig werden. Mein Talent brauchte Raum und Entfaltung, ich brauchte Aufträge. Um die erwarten, ja, ihnen entgegenkommen zu können, wären Mittel nötig gewesen, die mir fehlten.

Was ich erbte, hielt mich noch eine Zeit. Dann geriet ich in Not. Das ist Künstlerlos. Wenige entrinnen dem. Die meisten haben eine Phase zu durchleben, in der des Daseins prosaische und brutale Forderungen pressend und folternd auf sie eindringen und sie niederdrücken. Sie erstarken daran und heben sich mit Kraft und Glück, oder gehen zugrunde. Künstlerisch — moralisch — auch leiblich zugrunde.

Ich glaube, ich wäre aufgekommen, wenn auch langsam. Ich fühlte die Stärke in mir. Und ich besaß einen Freund, einen wahren, der mir aufs treueste zur Seite stand. Wo zwei ringen, fällt man nicht so leicht.

Aber ich wurde krank. Es war eine Krankheit, die lange, lange dauerte und ins Mark ging. Dazu der Zwang des Darbens und die, wenn auch rührende, so doch ungenügende Pflege meines jungen Freundes.

Als man mich genesen erklärte, erschien ich mir alt, müde und verbraucht. Ohne Lebenshoffnung, ohne jede Lebenslust. Und doch auch wieder als ein Kind, denn es

war mir alles gleich, was um mich geschah, und ich gehorchte willenlos."

Walter schwieg eine Weile. Er schaute ernst vor sich hin, auf den Boden, atmete ein paarmal auf und sprach dann weiter:

„Es war Herbst. Man schickte mich an die Luft. Die sollte ihr Wunder wirken an mir. Sie sollte mich wieder lebendig machen, empfindungsfähig, tätig.

Da ich noch leicht ermüdete, setzte ich mich gerne auf eine Bank in den Anlagen, in den windstillen Maximiliansanlagen, und ließ mich von der Sonne bescheinen. Das tat meinem erschöpften Körper wohl und war die erste angenehme Empfindung seit Monaten.

Finken hüpften zutraulich zu meinen Füßen herum und schwangen sich ins grüne Gezweige; von einem Beet her zog lieblicher Heliotropduft.

Es war schön, doch meine Seele hob sich nicht. Zu aussichtslos deuchte mir meine Zukunft.

Da schritt eines Tages ein junges Mädchen an mir vorüber. An der Seite einer älteren Dame, ein großes, schlankes Mädchen. Ich sah vorerst nur die Gestalt, die Haltung, den Gang dieses Mädchens, denn es ging in schwerer Trauer und war tief verschleiert. Und wenn ich niemals ihr Gesicht zu sehen bekommen hätte, ich hätte sie dennoch lieben müssen, denn ihre leisgeneigte, schmachtende Haltung, die Weichheit ihres Ganges entzündeten mein Herz.

Aber nach einer Weile sah ich auch das Gesicht.

Es war das Antlitz eines in Schmerz versunkenen Frühlingskindes.

Die süße Melancholie dieses schmalen, bleichen, edlen Gesichts machte mich erzittern, und ich lebte, weil ich liebte.

Und jeden Tag saß ich da und wartete, und ging nicht, bis ich meinen schlanken, lieben, trauernden Genius gesehen. Saß auf der Bank und wartete.

Wanderte auf der Straße vor ihrem Hause hin und her, als Frost und Kälte kamen.

Meine Kräfte, die langsam gewachsen waren, zehrte nahezu das Liebesfieber wieder auf.

Aber doch begann ich zu arbeiten. Eine Büste wollte ich formen, die deinen Liebreiz trug, um dich immer vor mir zu sehen.

Mein Zustand war weit entfernt von Zufriedenheit, Lebensfreude und Lebensmut. Ich saß oft da wie von allen Lebensgeistern verlassen und fragte mich: Wozu das Dasein? Wozu diese Liebe ohne Hoffnung, ohne Stern? Ich, ein Mensch, der nichts ist und nichts hat.

Denster, mein Freund, wurde ungeduldig, denn er wußte nichts von dieser Liebe.

‚Herrgott noch einmal,' fluchte er eines Tages, ‚wie lang bleibst du noch so ein Schmachthannes? Wann denn endlich kommt wieder Saft und Kraft in dich? Rüttelst dich nicht auf? Verzweifelst an dir und der Zukunft? Hast keinen Schneid mehr. Bist ein hübscher Kerl, wenn du dich aufrappelst und dein Rückgrat steifst. Heirate doch. Gibt genug Weiber auf der Welt, die Geld haben und keinen Mann. Willst du warten auf einen Glücksfall? Dummheit! Ich weiß, was wir tun! Lassen wir eine Heiratsannonce in die Zeitung setzen, sowie ein Gesuch um einen Mäzen. Vielleicht findet sich was.'

Ich wehrte müde und gleichgültig ab. Aber er tat's, heimlich, ohne mein Wissen.

Er kam nach drei Tagen mit etlichen Briefen. Jubelnd kam er.

‚Eine Witwe bietet dir Hand und Vermögen. Nicht

ohne! Nimmst du sie nicht, nehm' ich sie, das heißt, wenn sie mich mag. Dann — ein Vater offeriert dir seine Pflegetochter. Auch ganz niedlich. Und ein Rentier will sich modellieren lassen und dich in Gnaden in seinem Bekanntenkreise weiter empfehlen, bei gutem Gelingen! Du hast die Wahl, Walter.'

Ich griff nach dem Brief des Mäzenaten. Heiraten? Und auf diesem Wege? Fiel mir nicht ein.

Mein Freund las mir die anderen zwei Briefe vor. Ich horchte auf. Hatte ich doch den Namen gehört, den ich längst verstohlen auskundschaftet hatte, den Namen, den mein Genius führte: Hattinger. Kaum konnte ich meine Überraschung verbergen.

Sollte das möglich sein? War der Name nicht eine Äfferei des Schicksals?

Ich zog mich an und verschwand zur Verblüffung meines Freundes.

Es gab einen Weg, der zu ihr führte! Und ich war gesonnen, ihn zu gehen, wie immer er auch geartet sein mochte.

Und sie war's! Das Schicksal legte sie mir, dank der Lieblosigkeit und Selbstsucht eines herzlosen, genußgierigen Mannes, wie ein Wunder vor mich hin. Ich durfte nur zugreifen.

Doch ich stellte Bedingungen dem Manne, der einen Schatz von sich schob, dessen Wert er nicht kannte: die erste, daß das Mädchen nie erfahren sollte, auf welchem Weg ich zu ihr gelangt — die zweite, daß ich die weitere Vermittlung ablehnen und nach meinem Geschmack und meinem Gutdünken die Richtung einschlagen durfte — denn ich wollte ein Weib, das mich liebte.

Ich warb um die Liebe des Mädchens, wenn auch nicht völlig Herr meines Willens und von den Umständen ge-

drängt und von ihrer Verlassenheit und ihrer unendlichen Trauer erschüttert, von meiner eigenen Empfindung und der Sorge getrieben, das Ungefähr, das mir die Geliebte zugebracht, könnte sie mir wieder entreißen, in beschleunigter Weise.

Aber ich mied Lüge und Heuchelei mit ängstlichem Abscheu. Ich täuschte nur, wo ich, geknebelt von anderem Einfluß, täuschen mußte. Es waren wenige, äußerliche Dinge, die mit meinem aufrichtigen und heißen Liebesgefühl für das Mädchen nichts zu tun hatten.

Und ich Glücklicher, ich gewann die Liebe dieses süßen, schwermütigen Kindes."

Walter holte Atem, ohne den Blick zu heben. Sprach jedoch rasch weiter:

„Ich war wieder voll in das Leben eingetreten. Mit allen Kräften und Gedanken. Ich arbeitete mit neuer Lust und Stärke — erfüllt von den glücklichsten Lebensenergien — ich schuf die Büsten des recht nüchternen Mäzens und seiner alltäglichen Verwandtschaft mit einer Hingabe, als wären sie die Bildnisse einer Familie, die mir Ruhm, Ehre und Gold bringen sollten.

Und ich, der ich als brotloser Mann, als junger Künstler, nicht nur in unsicherster Lage, sondern sogar noch mit gebrochenem Mute, es nie hätte wagen dürfen, ein junges, zartes Wesen an mich zu binden, ich besaß die Kühnheit in meiner wieder erwachenden Kraft, meiner Braut in jenen Tagen zu antworten: ‚Du kannst die Mitgift zurückweisen.' Das sagte: ich will das Geld nicht, ich will dich! Wenngleich mein Verstand mich belehrte, daß vom moralischen und ethischen Standpunkte aus dieses Geld dir gehörte. Nur eine Minute zauderte ich, denn ich kannte die Not und wußte, wie sie den Menschen zermürbt. Und mein Kind sollte glücklich werden.

Aber ich durfte nicht sprechen! In meiner Lage ganz und gar nicht. Die Achtung vor mir selbst hielt mir den Mund zu. Überdies fühlte ich mich zauberhaft gestählt und glaubte in meiner Liebe, es müsse mir gelingen, durch eigene Kraft allein hochzukommen.

Die verständige, gute Frau, die nicht mehr ist, die das Leben kannte und den zwei jungen Menschen wohlwollte, die redete. Und das Mädchen erfaßte und begriff, was der erfahrene Mund sprach. Und ich atmete erleichtert auf, als ich's erfuhr, denn in mir hatte sich die Befürchtung erhoben, daß mein Frühlingskind kaum zum Kämpfen geschaffen sei.

Wir wurden Mann und Frau.

Ein überseliges Paar!

Ich doppelt glücklich, denn ich nannte nicht nur das Mädchen meiner Liebe mein eigen, ich fühlte auch als Künstler Boden unter den Füßen.

Ich vergaß, welcher Art der Weg gewesen, der mich zu dir geleitet, vergaß es im Glücke ganz und gar."

Karlas Augen, die im Anfang seines Redens von ihm fort auf den eigenen Schoß sich gesenkt hatten, waren wieder zu ihm zurückgekehrt und ruhten auf seinen Zügen groß und forschend.

In ihre Mienen waren allgemach ein reger Ausdruck, eine starke Nachdenklichkeit getreten, als vergliche sie seine Worte mit den Ereignissen der Vergangenheit.

Als er schwieg, blieb sie stumm, ohne jede Bewegung.

Da lächelte er bitter.

„Du möchtest wohl zweifeln an dem, was ich da erzählte? Du denkst dir: ‚Ein Märchen, das er zusammengedichtet hat! Ich habe doch die Beweise, und ich bin nicht so dumm.‘ In drei Tagen kommt Denster mit seiner jungen Frau nach Nizza. Wir fahren hinüber und du

kannst fragen, ob es wahr ist oder nicht. Soweit er davon wissen kann! Meine Liebe von vorher verschwieg ich ihm ja auch später. Der Schein war gegen mich gewesen. Er hätte mir's vielleicht — ja wahrscheinlich nicht geglaubt, denn er ist ein trockener und unromantischer Mensch, und darin war ich empfindlich. Ich ließ ihm die Anschauung, die er hatte. Mir war das Wunder zu heilig, das ich da erlebt, und ich war zu stark mit meiner Angelegenheit beschäftigt. — —

Und dann, mein liebes Frühlingskind setzte sich an einem jener Herbsttage einmal auf die Bank, wo ich wie immer saß, und ließ die Augen nicht von dem Denkmal des Gelehrten Justus von Liebig, das zwischen den Bäumen stand. Da fragte ihre Begleiterin erstaunt: ‚Gnädiges Fräulein, was haben Sie nur mit dem alten Herrn? Gefällt er Ihnen so gut?'

Soll ich dir die Antwort sagen, Karla, die du gabst in trauriger Erinnerung an deine Heimat Halleck? Du weißt sie selbst noch — auch deine Erklärung, daß dir nie ein Mann mit vollem Bart gefallen würde — ‚da man nicht ahnt, was unter dem Haarwuchs sich verbirgt — und der Mensch hat doch die Abzeichen seiner Seele im Gesicht!'

Der Mann, der auf der Bank neben dir mit Herzklopfen saß, hatte einen dichten, braunen Vollbart. Du sahst ihn öfter an — wohl weil er so blaß war und dir bedauernswert erschien. Du wendetest manchmal verlegen deinen Kopf zur Seite, weil dir die dunklen, leidensgroßen Augen zu heiß und sehnsüchtig schauen mochten. Kommt dir keine Erinnerung an den Armen, der den Lebensjammer trug gleich dir?

Mir war's, als ob dein Blick bisweilen voll Teilnahme gewesen sei, erfüllt von dem Gedanken: du bist traurig, wie ich auch. Warum?

Als meines Freundes Einfall, den ich erst mißbilligte und dann segnete und trotz allem heute noch segnen muß, dich mir in greifbare Nähe stellte, ließ ich mir den Bart abnehmen. Ich wußte, um meinen Mund konnte nichts Gemeines zum Vorschein kommen, denn mein Inneres war lauter und scheute keinen Blick."

Das Gesicht der jungen Frau stand in Purpur und wurde gleich darauf weiß wie Schnee bis in den Mund. In ihre müden, matten, verweinten Augen kehrte das Lebensfeuer zurück; sie blitzten auf in aller Schönheit. Ihre Lippen zitterten. Sie wollte sprechen, aber das Blut jagte durch alle Adern und sie fand die Stimme nicht, fand nicht das Wort.

Jessen, der ihr Ringen wohl bemerkte, sprach weiter: „Deine Mitgift ist unversehrt, bis auf den Teil, der mit Hattingers und deinem Willen zur Einrichtung eines Heims abgehoben wurde. Ich habe gearbeitet und allen Ehrgeiz darein gesetzt, zu ergänzen, was ich damals mit deiner Erlaubnis für mein großes Werk wegnahm. Sonst zog ich keinen Vorteil daraus, wie es sicher ein Mann getan hätte, der um des Geldes willen eine Frau nahm, den normalen Mitgenuß an den Zinsen wirst du mir . . ."

„Sprich nicht weiter!"

Sie streckte beide Hände leidenschaftlich abwehrend aus. Geldfragen waren ihr allzeit peinlich gewesen. Diese Pein löste ihre Stimme.

Er faßte ihre Hände, faltete sie zusammen und hielt die zitternden Finger mit sanfter Gewalt.

„Und wenn ich gefehlt habe, gefehlt auch dadurch, daß ich über den Anfang meiner Annäherung an dich schwieg — auch nach der Hochzeit, wo ich dir vielleicht alles hätte erzählen sollen und ohne Schaden können — aber nicht, ohne dir in der Erinnerung an deinen Pflegevater aufs

neue wehe zu tun, so bin ich nun gestraft genug. Denn ich habe schwer gelitten. Dein Verschwinden hat mich elend gemacht.

Die Zweifel: lebst du noch? Hast du dir das Leben genommen? hielten mich wie schreckliche Zangen und preßten mich fast zu Tode.

Ich wußte, du hast niemanden, zu dem du flüchten konntest. Und damit fand ich doch wieder Trost darin, daß du dich mit Gepäck von zu Hause entferntest. Aber du warst vielleicht irgendwo — draußen in der Welt — in den Tod gegangen.

Ich erwartete Tag und Nacht Nachricht von dir, daß du noch lebst — oder daß man dich gefunden als Leiche, und wurde darüber ein gebrochener Mann."

Karla war nach einem Blick in sein stark abgemagertes, ja verfallenes und vergrämtes Gesicht auf den Boden geglitten, kniete vor ihm, legte ihren Kopf in seinen Schoß und weinte.

Er strich ihr über das Haar.

„Liebe," sprach er wehmütig, „sechs Jahre waren wir glücklich vereint — sechs Jahre in solch enger, inniger, leib- und geistverschmelzender Gemeinschaft — und sie haben dir so wenig Eindruck gemacht, daß du handeln konntest, wie du getan hast."

Die junge Frau schluchzte laut auf.

„Die Entdeckung war so schrecklich — nach allem, was ich zuvor erlebt und erlitten; mein Selbstgefühl war nahezu vernichtet."

„Ich weiß," unterbrach er sie mild. „Aber nun: glaubst du mir? Verzeihst du?"

Sie krampfte sich um seinen Hals und ihre Wange preßte sich mit wilder Innigkeit an die seine.

„Du, du, verzeihe mir! Meine Unüberlegtheit und

Flucht — alles, alles — daß du so leiden mußtest um mich! Ich wollte ja tot sein für dich — und das Geld solltest du haben."

Er schloß ihr den Mund mit sachte drückenden Fingerspitzen.

„Nichts mehr davon! Du kommst nun wieder zu mir?"

Ihre dunklen, glänzenden Augen sprachen, ihre Lippen, die die seinen suchten.

Es war ein Kuß, wie man ihn selten tauscht, nicht in den süßesten Liebesstunden. Eine Verbindung höchster, herzbewegendster und edelster Gefühle, ein geweihter Kuß — ein neues Finden — ein neues Vermählen.

Die Sonne umfing beide wie eine goldene Woge. Als Schmeichler blies der Frühlingswind zum Fenster herein und über sie hin.

„Und woher kanntest du meinen Aufenthalt?" frug sie später.

„Frau Ossanza war meine Erlöserin."

Mit erstaunter Miene stieg Karla an seiner Seite, von seinem Arm gehalten, die Treppe hinauf.

Gehörte die weißlockige Frau zu jenen, die auch in Seelen lesen können, die sich nicht offenbaren?

Frau Ossanza empfing das Paar mit gespanntem Blick, an den sich rasch ein frohes, fast schelmisches Lächeln schloß.

„Ist das nicht ein lieber Gatte, Frau Karla? Macht die weite Reise, um Sie abzuholen!"

Karla flog auf sie zu, strahlend in ihrer Befreiung von allen Zweifeln und Martern, mit der Beweglichkeit, die das Glück verleiht, und küßte die Hände der alten Dame leidenschaftlich.

„Ich danke Ihnen! Danke von ganzem Herzen! Wie aber konnten Sie wissen . . ."

Frau Betta Ossanza wiegte den Kopf hin und her. „Da Sie mir Ihr Vertrauen nicht schenkten ...“

„Es fiel mir so schwer, Walter bloßzustellen —“

„Ah! Und da ich doch eine alte, erfahrene Frau bin, die ihre Zeichen kennt, so war ich bald im klaren. Ich holte aus Ihnen heraus, was ich brauchte, nur die Nummer Ihres Münchner Hauses nicht; das, fürchtete ich, würde Ihnen auffallen. Aber die Polizei unterrichtete mich rasch. Und dann mischte ich mich keck und unbefugt ein, auf jede Gefahr hin. Ich hatte Glück: auf der anderen Seite war ebenso viel Jammer als auf der einen, mir bekannten, und lohte dieselbe Liebesglut, wie ich sie hier unter Schmerz und Verzweiflung niederkämpfen sah. Und jetzt hoffe ich, daß Sie beide, nun glücklich versöhnt und vereint, noch eine Weile unsere lieben Gäste bleiben.“

Walter ließ ihre Hand los, die er mit festem Dankesdruck umspannt gehalten.

„Herrlich wäre es ja, hier noch eine Woche leben zu können, aber meine Frau haben Sie liebenswürdig lange genug beherbergt. Und dann, es ist da noch etwas anderes, was vielleicht unsere Entschlüsse für die nächste Zeit beeinflussen wird. Vielleicht.“

Er reichte Karla einen Brief, den er seiner Tasche entnommen.

„Lies ihn laut! Die gnädige Frau soll ihn hören und ist sicher so gütig und sagt uns ihre wohlgemeinte Ansicht.“

Und Karla las:

„Sehr geehrter Herr!

Vor acht Wochen trat auf ärztlichen Rat hin ein Herr Stephan Hattinger in meine Heilanstalt für Gewohnheitstrinker ein. Nach genauester Untersuchung und Beobachtung ergab sich ein Krankheitsbild, das eine voll-

kommene Heilung gänzlich ausschloß, ja jede Besserung im Befinden des Patienten war, auch bei strengster Einhaltung unserer Haus- und Lebensordnung, insofern in Frage gestellt, als die bei Alkoholismus in Mitleidenschaft gezogenen Innenorgane, namentlich die Leber, schon gefährliche Veränderungen erlitten hatten.

Trotzdem behandelten wir den Herrn in der Absicht, ihm möglichst Erleichterungen seines Befindens und Verlängerung des Lebens zu verschaffen, was uns auch soweit gelungen ist.

Nun hat aber Herr Hattinger einen Schlaganfall erlitten — Lähmung an den Füßen — und ist im großen ganzen sein Aufenthalt in unserer Anstalt nicht mehr das richtige, abgesehen davon, daß der Patient unter allen Umständen herausverlangt. Er ist ungefährlich und bei einiger Aufmerksamkeit wohl im Hause zu haben.

‚Ich habe Kinder in München, die nehmen mich schon zu sich!‘ erklärte Herr Hattinger. Wir schreiben daher in diesem Sinne an die von dem Herrn angegebene Adresse und erwarten Ihren Bescheid.

In ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Otto Julius Heim."

Eine Minute verging schweigend. All das Schmerzliche und Herbe, das mit dem Namen „Hattinger" zusammenhing, reckte sich in den Betroffenen in die Höhe.

Dann sprach Walter Jessen und sein Auge ernst, aber mit neuerstandenem Glanz auf seine Frau gerichtet: „Du hast zu entscheiden, Lieb! Was sagst du?"

Aus Karlas freuderoten Wangen war das Blut gewichen. Sie sah vor sich hin mit aufeinandergeklemmten Lippen.

Ihre Lider hoben sich nach einem schweren Aufseufzen

und aus dem Kranz der dunklen Wimpern blickte sie groß und leuchtend zu ihm auf.

„Wenn es dir recht ist, Walter — er soll zu uns kommen!“

„Nach allem, was geschehen ist?! Hast du die Kraft?“

„Ja,“ sprach sie fest, „denn ich bin so glücklich!“

Der junge Mann wechselte einen Blick mit Frau Ossanza, die eine ängstliche Miene zeigte.

„Mein liebes Kind, Sie haben vergessen, wie er an Ihnen gehandelt hat. Überlegen Sie's reichlich!“ mahnte sie.

„Ich habe nicht vergessen, aber verziehen. Und wenn ich's recht bedenke: trotz allem ist er ja doch der Urheber unseres Glückes.“

Die letzten Worte sprach sie zu Walter, und nur er verstand sie. Frau Ossanza kannte den Grund des ehelichen Zwiespaltes nicht.

Walter umarmte seine gute, hochherzige Lebensgenossin und drückte sie innig an sich. Über ihre Schulter weg schaute er in die feuchten Augen der Frau mit den weißen Locken, die ihm gerührt zunickte.

Die kleine Villa in Bogenhausen lag im Sonnenschein. Auf dem mit einem schmiedeeisernen Gitter umschlossenen Balkon erschien täglich gegen elf Uhr ein Rollstuhl mit einem alten Herrn.

Es war Hattinger, der über ein Jahr schon bei „seinen Kindern“ lebte, die sich überdies vermehrt hatten. Ein Bübchen lag in einem Wagen, den er von Zeit zu Zeit sachte hin und her rollte.

Es war Anfang April und die Sonne schien kräftig.

Nach einem halben Stündchen trat regelmäßig eine schlanke, große Dame in die Tür und ließ eine gelbliche Drellmarkise herab, die den Balkon behaglich beschattete.

Heute fand sie den alten Herrn mit geschlossenen Augen in dem Lederpolster lehnend, als hätten ihn die friedlichen Atemzüge des Kindes, das nach dem Bade einen erquickenden Schlaf tat, angesteckt.

Sie ließ die Hand, die sie ausgestreckt, um das Sonnendach herabzurollen, wieder fallen und zögerte, irgend welchen Lärm zu machen.

Was war in den acht Jahren, die seit dem Verlassen Hallecks verflossen, aus dem Mann geworden. Fettleibig und angeschwemmt saß er da. Sein gedunsenes Gesicht mit dem schmutzig-weißen, etwas nachlässigen Bart, der seinen Mund wieder bedeckte, zeigte meistens eine blaurote Farbe, jetzt war es graugelb, ein Zeichen, daß sein Befinden um einen Grad besser war, daß sein Herz leichter arbeitete, sein Gehirn klarer dachte.

Dazu die gelähmten Füße. Nicht einmal mit Stöcken vermochte er zu gehen. Sie waren unbrauchbare, wertlose, tote Glieder am lebendigen Leibe.

Sie betrachtete ihn mitleidig. Dieses Mitleid hatte ihr von Anfang an den Mund geschlossen. Er wußte nicht, daß ihr alles bekannt war, seine ganze Niedrigkeit.

Äußerungen, die er selbst in seinen oft geistesgetrübten Stimmungen machte, überhörte sie, stellte sich, als ob sie nicht vernähme oder nicht verstünde.

Sie wollte nicht rechten mit ihm.

Aber ihr Mitleid entstammte mehr dem Verstand, als dem Gefühl. Und was sie tat an ihm und für ihn, geschah nur aus Pflicht.

Als sie sich entfernen wollte, knarrte der Boden ein wenig unter ihrem Tritt, und Hattinger schlug die Augen auf.

„Ich habe nicht geschlafen, Karla," sagte er hastig, mit heiserer Stimme. „Horch, horch!"

Fernher, von den Äckern, die hinter ein paar Neubauten lagen, vernahm man die lieblichen Triller und klingenden Wirbel einer Lerche.

„Auf Halleck — auf Halleck, da sangen sie allmorgens, wenn ich frisch und gesund über die Felder ging, ein kräftiger Mann, der etwas leisten konnte. Ach, meine Karline hat recht gehabt, als sie sagte, daß mir das Nichtstun schaden würde. Tja, der Müßiggang hat mich ruiniert. Ach, Karline war eine kluge, eine gute Frau."

Den Kopf mit dem grauweißen Haar und dem schlaffen Gesicht auf die Brust gesenkt, weinte er in der Schwäche solcher Kranker.

Seit langem war die Erinnerung an Karline in ihm aufgelebt. Er sprach oft und viel von ihr, in klaren und delirischen Zuständen, und immer anerkennend und in Achtung und Schmerz.

Zu spät — zu spät für beide!

Die junge Frau Jessen hatte die Markise heruntergelassen und nun beugte sie sich zu ihm und blickte in seine von stumpfer Reue erfüllten Züge.

„Papa, so wie es jetzt ist, so bleibt es ja nicht. Du wirst langsam sicher wieder gesünder, wenn du dich stets fügsam pflegen läßt. Und das mit den Füßen bessert sich wohl auch. Die Kur, der du dich jetzt unterziehst, wird Wunder wirken, und wenn es Sommer ist, dann gehen wir aufs Land, so wo hin, wo es ist, wie es auf Halleck war, und dort wirst du vollends genesen."

So tröstete sie ihn, obwohl sie wußte, daß sein Schicksal der unaufhaltsame Verfall war, wußte, daß er morgen oder heute noch mit gefalteten Händen, mit wimmernden Lauten bitten würde um das Gift, das ihn ruiniert und das sie ihm nicht gänzlich wehren durfte.

Dann schob sie mit den Fingerspitzen die Gardinen des

Kinderwagens ein wenig zurück und lugte hinein zu dem kleinen Schläfer.

Eine reizende, köstliche Menschenblüte. Auf den Wangen prangte der Purpur der Gesundheit.

Karlas Gesicht strahlte, als sie die Vorhänge wieder behutsam schloß und sich zum Gehen wandte.

Da haschte Hattinger nach ihrer Hand. Seine Augen, verschwommen und trübe wie sie waren, verrieten dennoch Zärtlichkeit und Bewunderung.

„Karla, du bist eine schöne Frau. Eine wunderschöne Frau! Walter kann stolz sein.“

Sie lächelte ihn freundlich an.

Das sagte er ihr nun oft und beschwor damit die Erinnerung herauf an den Kinderschmerz, den sie einst empfunden über sein lieb- und herzloses Wesen.

Ob auch er daran dachte? Und ob er das gutmachen wollte? Wie er ihr vor etlichen Monaten auch sein Vermögen, das noch in einer stattlichen Summe bestand und von ihrem Gatten verwaltet wurde, von einem Notar hatte zuschreiben lassen.

Oder war's eine Art Dankbarkeit, die ihn so reden ließ?

Sah er sie schön, weil er die Pflegerin in ihr liebte?

Nachdenklich über des Lebens Wechsel und der Menschen Wandlungen schritt sie durch die Wohnung und holte in der Küche die bereitgestellte Tablette mit dem zweiten Frühstück für ihren Gatten und trug es ihm ins Atelier hinauf.

Sie verlangte danach, das Fortschreiten seiner Arbeit zu sehen — einen Blick in sein ernstfrohes und liebreiches Gesicht zu tun — und einen Kuß von ihm zu empfangen, der alles vergessen ließ, was je Schweres und Bitteres gewesen war.

Wie das Holz zu Tal gefördert wird

Von Albin Mettenleitner / Mit 12 Bildern

Vor etwa hundert Jahren begann die große naturwissenschaftliche Entwicklung auf den verschiedensten Gebieten mehr in die Breite zu wachsen. Als man lernte, die Naturerscheinungen nicht mehr vereinzelt zu betrachten, ergaben sich mannigfache Berührungspunkte, die vorher noch nicht möglich waren. So gelangte man auch in der Pflege und Ausnützung der Wälder erst um diese Zeit zu lebendigeren Einsichten, nachdem allerdings seit Jahrhunderten die Not dazu getrieben hatte, dem Forst größere Achtsamkeit zuzuwenden. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war die Furcht vor dem immer bedrohlicher werdenden Holzmangel allgemein geworden. Roher Eigennutz machte sich überall bemerkbar; ob der Forst staatlicher, städtischer oder Gemeindebesitz war, rohe Raubwirtschaft herrschte überall vor. Nur dort, wo die Natur unerschöpflich schien, zeigten sich die verhängnisvollen Folgen leichtfertiger Mißwirtschaft weniger empfindlich. Große Naturereignisse, Stürme oder Waldbrände in heißen Sommern, die man nicht zu bewältigen vermochte, Zerstörung durch Schneelast, Rauhfrost, Eisbruch oder Insektenschäden wirkten da und dort katastrophenartig. Um 1700 waren in Mittel-, Süd- und Westdeutschland weite Waldflächen verödet. Nachdem vorher schon Anfänge zu einer wirtschaftlichen Behandlung der Forstbestände zu verzeichnen waren, entstanden um 1760 die ersten Forstschulen. Bei aller Verdienstlichkeit solcher Einrichtungen fehlte es noch lange

Zeit an naturwissenschaftlicher Einsicht, die erst um 1830 bedeutsame Ergebnisse zeitigte. Man lernte immer mehr die hohe Wichtigkeit scheinbar fern liegender Dinge kennen, die alle berücksichtigt werden müssen, wenn der Forst vor schweren Schäden bewahrt werden soll. Und



Holzhütte im Hochwald.

nicht nur für den Forst allein zeigten sich diese Erfahrungen als wertvoll. Eine ganze Reihe von Lebensbedingungen lernte man kennen, die, ineinanderwirkend Wald- und Landwirtschaft stark in Mitleidenschaft zogen. Wenn auch heute noch der „Pflanzenschutz" im weitesten Sinne genommen noch keine in sich abgeschlossene Wissenschaft genannt werden kann, so ist doch ungeheuer viel getan worden. Alle erdenklichen naturwissenschaftlichen Gebiete berühren sich heute aufs engste zum Wohle des Forstwesens und der Landwirtschaft. Wie lange hat es gedauert, bis Botaniker und Forstleute die gefährlichsten Schädlinge kennen lernten und Hilfsmittel zur Abwehr



Holzknechte am Feuer.

dieser Zerstörer gefunden wurden. Der letzte Nonnenfraß in Ostpreußen 1908 bis 1911 kostete über fünf Millionen Festmeter Einschlag. In Sachsen belief sich der Verlust

von 1905 bis 1912 auf 705 504 Mark, und die Zahl der Festmeter, die ihm zum Opfer gefallen sind, betrug 13 429. Ein anderes Insekt, der Kiefernspinner, verursachte in den Jahren von 1863 bis 1872 in den Gebieten Westpreußens bis Sachsen zwei Millionen Fest-



Zurichten von Stämmen für die Schneise.

meter Einschlag. Allein in einem Gebiet waren 1905 bis 1909 1236 Hektar Kahlfraß zu verzeichnen.

Auch ein anderer Schmetterling mit ähnlichem Namen, der Kiefernspanner, verursachte von 1892 bis 1896 in Franken und Oberpfalz 1,85 Millionen Festmeter Schaden; die Wiederaufforstung kostete etwa zwei Millionen Mark.

In den Jahren 1892 und 1893 haben Buchenspinnerraupen in Luxemburg zweitausend Hektar Buche vernichtet. Durch Eichenwicklerfraß entstand auf einer Fläche von 567 Hektar ein Schaden von fast elftausend Mark. Durch Borkenkäfer wurden 1857 bis 1872 über drei

Millionen Klafter Einschlag notwendig und in derselben Zeit im Bayerischen Wald 700 000 Festmeter Holz zum Absterben gebracht. So wird in Bayern in jedem Forstamt der Maikäferschaden mit zehntausend Mark eingesetzt, in Österreich jährlich auf zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen Kronen alter Valuta. Solange die Schädlinge, ihre Lebensart und deren Bekämpfungsweise nicht bekannt waren, konnte man sich ihrer nicht erwehren. Im Jahre 1911 wurden großzügige Versuche im Bienwald in der Pfalz vorgenommen; man sammelte zweiundzwanzig Millionen Käfer mit einem Jahreskostenbetrag von etwa achtzehntausend Mark bei einem Jahresgewinn durch Kulturverbesserung von 75 000 Mark.

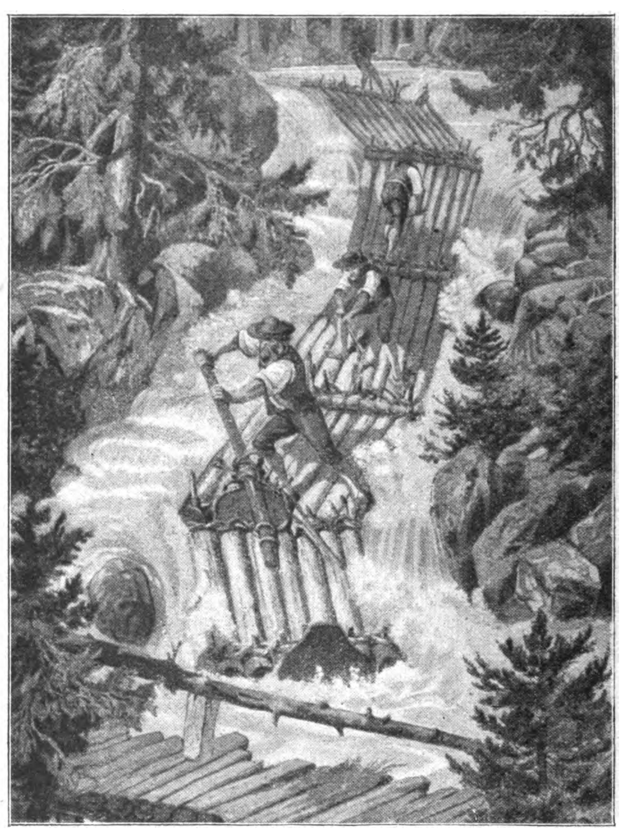
Der Schutz vor Schädlingen ist jedoch nur ein Teil der für das Forstwesen wichtigen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung. Die weiteren Beziehungen des Forstwesens zu Kultur und Volkswohlfahrt sind weit bedeutsamer, als man nach flüchtiger Überlegung anzunehmen geneigt ist. Vor kurzem hat Dr. Schacht in einer preisgekrönten Arbeit darauf hingewiesen, daß Deutschland bereits 1910 für dreihundert Millionen Mark Holz eingeführt hat. Während der Kriegsjahre sind ungeheure Mengen Holz verbraucht worden, und seit 1918 hat man, wenn auch nur kurze Zeit, geradezu Raubwirtschaft betrieben. Die Wälder haben aber eine so große volkswirtschaftliche Bedeutung, daß der Raubbau in ihnen aufhören muß; sie müssen sorgfältig geschont, gepflegt und neu aufgeforstet werden. Raoul Francé sagt: „Welch unermeßlichen Schaden hat die Waldstörung, die im Hochgebirge stattfand, angerichtet. Dafür ist ein Beispiel die unfruchtbare Öde des Karstgebirges im östlichen Teile der Alpen. Ebenso steht es mit den französischen Alpen, denen des äußersten Westens. Die Re-

volution Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert war die Ursache der Vernichtung der dortigen Wälder. Diese hatten der Krone gehört; nach dem Sturz der Monarchie blieben sie herrenlos. Nun begann ihre Zerstörung und danach zeigten sich die Folgen. Sturzbäche traten auf,



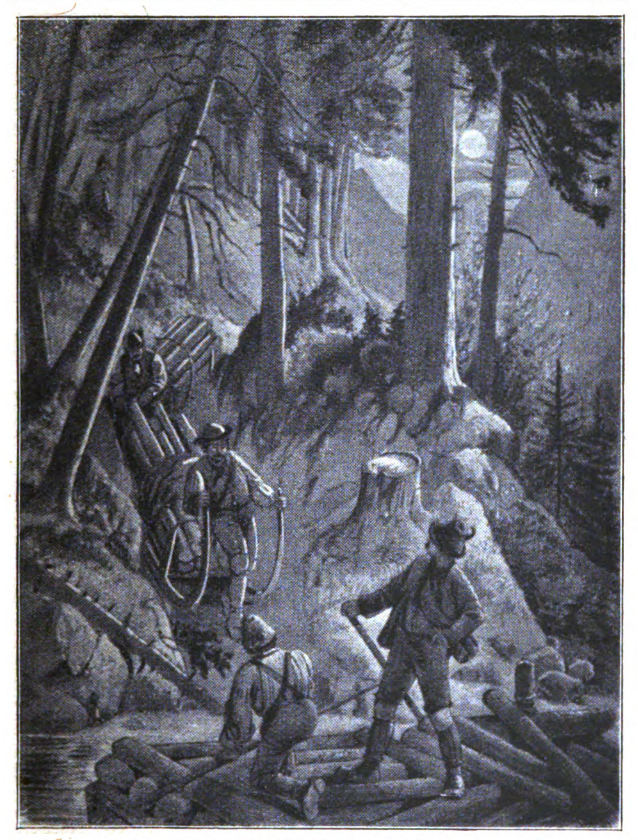
Das Hinabfahren der gefällten Riesen.

die viele Verwüstungen anrichteten. In den zuvor fruchtbaren Tälern begann allmählich der Wassermangel, und so kam es, daß die Landbevölkerung abwandern mußte. Wenn im Quellgebiete die Wälder niedergehauen werden, versiegen die Quellen, der Grundwasserspiegel sinkt, die Bäche trocknen aus, und nun beginnt auch die tiefer



Das Flößen des Holzes.

liegende Waldung zu kränkeln. Ein heißer, trockener Sommer, in dem das Grundwasser noch mehr durch Verdunstung verringert wird, genügt zum Absterben großer Waldstrecken. Alexander von Humboldt schildert den überaus schädlichen Einfluß der Entwaldungen in



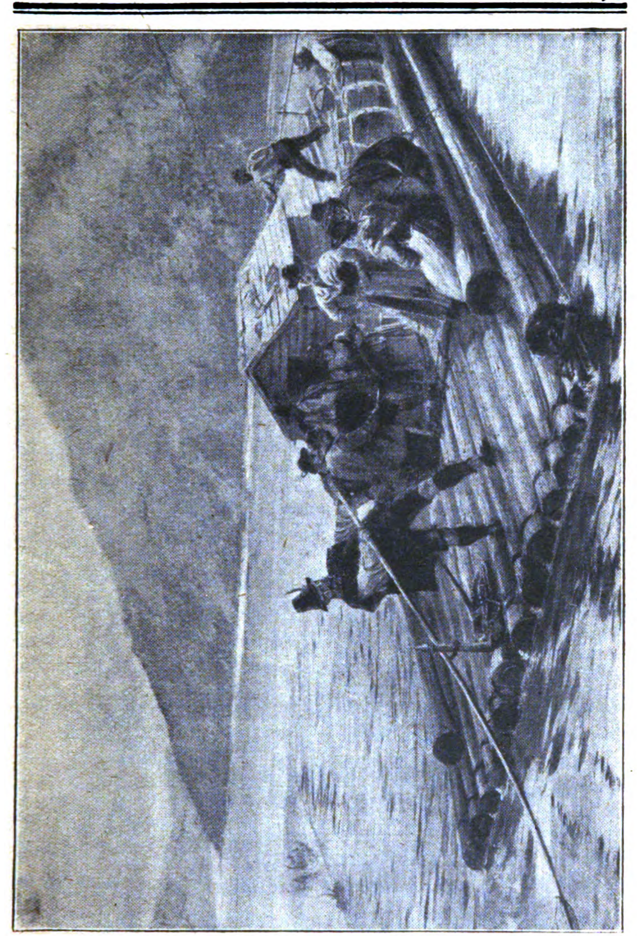
Das Fördern des Holzes auf Schlitten in der Schneise.

Amerika: „Seit der Eroberung der Neuen Welt war kaum ein Menschenalter verflossen, als die Stadt Mexiko von der ersten großen Überschwemmung heimgesucht wurde; bis zum Jahre 1795 folgten weitere zwölf Überflutungen. Das kam daher, daß die Spanier die um=

liegenden Gebirge wahllos abgeholzt hatten. Nun stürzten die Regenwasser ungehemmt zu Tal, rissen gewaltiges Steingeröll mit sich und zerstörten alles."

Der Wald, besonders in Gebirgsgegenden, ist ein gewaltiger Wasserbehälter; er läßt die Wassermengen nicht verdunsten, oder auch nicht ins Meer abfließen, sondern speichert es im Boden auf. Hervorragende Landeskulturtechniker haben berechnet, daß wir unsere Ernten auf das Doppelte, ja Dreifache der heutigen Erträgnisse steigern könnten, wenn wir eine geregelte Wasserwirtschaft betrieben. Die alten Kulturstätten am Euphrat und Tigris und Ägypten mit ihren weitverzweigten Kanalsystemen und heute noch die Länder Ostasiens, China, Persien und Ostindien mit ihrer wohl angelegten Wasserbewirtschaftung sind Beweise dafür. Dr. Moreau sagt, daß die Wälder auf Bergen und Gebirgen die Regenmenge um etwa sechzig bis neunzig Zentimeter vermehren. Mit Recht behauptet Francé: „Wo der Wald fehlt und das Pflanzengrün, da ist es auch mit der Herrschaft des Menschen zu Ende. Die kahlen Berge zerfallen; die Sandbänke der Flüsse sind die Leichen der Berge."

So greift im großen Haushalt der Natur alles eng und folgenschwer ineinander, und unvernünftiges Handeln an einer Stelle rächt sich an tausend anderen. Die Wälder gehören der Nation, aber nicht zu dem Zweck, sie ebenso habgierig als kurzsichtig zu vernichten. Von ihrem Dasein hängen zahlreiche Lebensbedingungen ab. Heute wird mit Recht viel erwartet von der „weißen Kohle", der durch Wasserkraft erzeugten Elektrizität. Die Wälder im Hochgebirge sind auch dafür Vorbedingung; würden sie ausgerottet, dann wäre es auch mit der Wasserkraft bald zu Ende. Noch ragen im Süden des



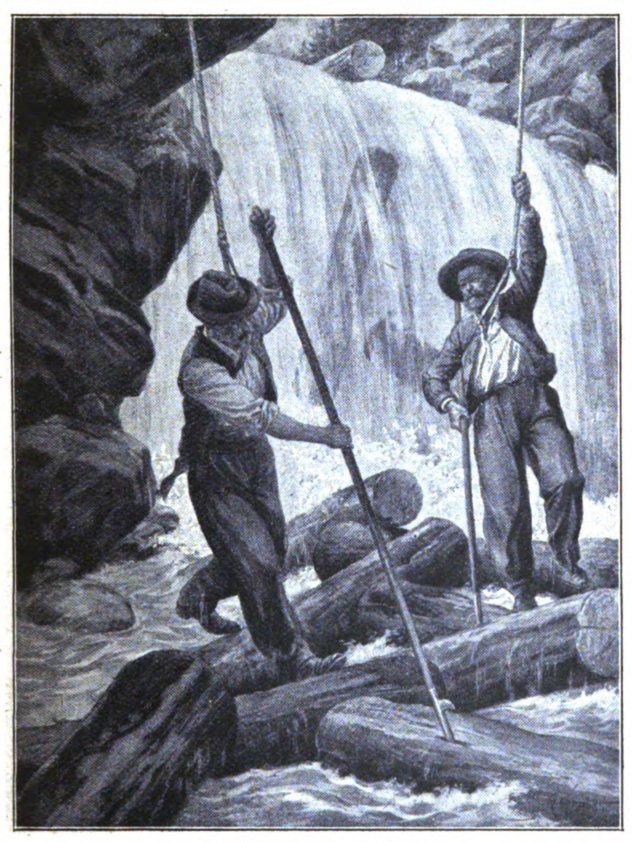
Floßfahrt auf der Isar.

bayerischen Hochlandes die Felsen in geschlossener Reihe empor, und stellenweise krönt die Höhen noch immer ein wahrer Urwald. Der Gebirgswald läßt sich so rasch nicht

vernichten. Was menschliche Raffgier nicht schonen würde, erhält unfreiwillig die Furcht vor den Dörfer und Täler verschüttenden drohenden Bergen. Und trotz allem ordnenden Bemühen der Forstmänner wirken sich die Naturkräfte im Hochgebirgswald in urtümlicher Gewalt aus; das Alte, Morsche splittert und kracht im Fall und schafft neu nachdrängendem Leben Raum. Hundertjährige Baumriesen stürzen übereinander auf längst vermoderte Genossen. Unter dem Schwall schmelzender Schneemassen wälzt sich das von dem Frost zersprengte Gestein von den Höhen herab, neue Schluchten und Gerinne aufwühlend oder mit Trümmern ein Tal ausfüllend.

Im Frühjahr beginnt im überständigen Hochwald die Arbeit der Holzfäller. Mit der Axt wird eine Kerbe in einen Stamm gehauen; dann setzen die Männer die Säge an, die Zug um Zug tiefer ins Holz dringt. Da ist der letzte Zug getan, der Wipfel schwankt, ein Sausen und Pfeifen, donnernder Aufschlag, Widerhall von Höh' zu Höh', der Baum liegt am Boden.

Unter Axthieben fällt das zähe Geäst, bis der Stamm von allem entblößt zum Zerschneiden bereit ist. Und weiter geht's. Bald glänzen die entrindeten Stämme in der Sonne; starker Harzgeruch steigt auf. Schlag auf Schlag rückt die harte Arbeit vor, bis der von den Forstmännern festgesetzte Hieb vollendet ist. Dann beginnt erst der schwerste Teil das Hinabbringen des Holzes aus der Höhe an den für Fuhrwerke zugänglichen Lagerplatz. Fällt die Hiebfläche stark ab gegen einen im Tal gelegenen Verkehrsweg, so wird irgend ein steiler Graben zum „Fellern" benutzt. Die glatten, entrindeten Stämme werden bei nassem Wetter in dieser natürlichen Schneise herabgelassen; bald bildet sich eine glatte Rinne, in welcher



Holzflößer beim Triften.

Stämme und Scheitholz zu Tal gleiten, mit weithin tönendem, donnerähnlichem Schall.

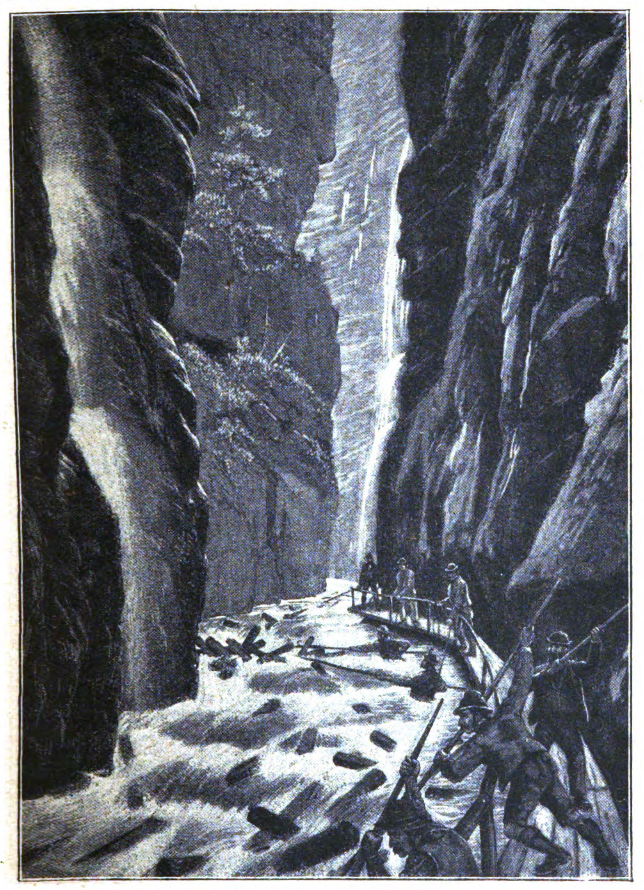
Bei nicht so günstiger Lage wird eine künstliche Schneise, eine auf Stützen ruhende Holzrinne talab gebaut, in der das Holz hinabbefördert wird. Das Aus-

lassen schwerer Stämme, die vom Fällplatz mit dem Beil in die Schneise gezogen werden, ist nicht gefahrlos. Die Gefahr steigt, wenn sich das Holz durch irgend ein Hindernis im Fall stemmt, zu Haufen türmt, die dann gelockert und erneut in Bewegung gebracht werden müssen. Da heißt es flinke Arme und Beine haben, scharfe Augen und rasche Entschlossenheit. Ein falscher Sprung, oder zu spät ausgewichen, und ein Unglück ist geschehen. Aber die Holzfäller im Hochwald sind ja auch ein anderer Schlag Menschen als die flachbrüstigen, nervösen Stadtleute.

Unten wird das Gewirr von Stämmen und Scheitern sorgfältig nach Qualität und Maß geschichtet. Dann hält der Forstmeister Musterung; jeder Stamm bekommt seine Nummer aufgeschlagen und wird im „Nummernbuch" vermerkt, dem Geburts- und Sterberegister des Waldes.

So einfach geht das Herabschaffen des Holzes jedoch nicht immer vor sich, denn nicht alle Hieborte liegen so günstig. Meist sind kostspielige Wegbauten, sogenannte „Ziehwege", nötig. Da beginnt die Hauptarbeit: das Holzziehen auf Schlitten. Und dabei ist alles von den Schneeverhältnissen im Winter abhängig. Ein kalter, trockener Winter mit zeitig fester Schneedecke ist nach dem Herzen des Gebirglers.

Die Lagerplätze sind gefüllt; geordnet steht alles zur Anfuhr bereit. Die Schlitten sind frisch beschlagen und sorgfältig geprüft. Nun hängt alles vom Wetter ab. Steht es gut, dann wird ein starker Stamm hervorgezogen, vorn auf den Schlitten gelegt und mit einer starken Kette festgemacht. Ist das geschehen, dann setzt sich einer der Männer auf den Schlitten, ergreift die „Tatzen", die Steuervorrichtung, und schlägt wohl noch ein Kreuz. Denn jetzt geht's bald „dahin" im vieldeutigsten Sinn.



Holztriften in der Partnachklamm.

Ein zweiter Mann springt auf den Block und steckt ein junges Tannenreis auf. Ein Schrei: „Ju-hu-hui!“ Die Kameraden geben mit dem Beil dem Stamm einen

Schub bis zum Gefäll; dann hebt der Mann auf dem Schlitten die „Tatze“ und fort saust das Gefährt, in eine Schneewolke gehüllt.

Kaltes Blut muß der auf dem Schlitten haben, eine ruhige, feste Hand, stählerne Nerven. Zur Seite der Abgrund, hinter sich die kolossale Last. Jede Biegung des Weges beim Hinabgleiten ist genau zu berechnen, einmal rechts, einmal links die Tatze einzusetzen, die mit ihrer eisernen Kralle tief in den Schnee eingreift, und dem Schlitten die Richtung gibt. Ein Irrtum, ein Zögern, oder gar ein falscher Griff an dem Hebel der Tatze führt in den sicheren Tod. — Die Lasten sind ungeheuer, die auf diese Weise miteinander befördert werden. Wie ein riesiges schwarzes Ungeheuer wälzt sich im einförmigen Weiß des Schnees das Gefährt herab. Der Lenker verschwindet fast vor den hochaufgerichteten Scheitern. Hält das Wetter an, ist in wenigen Monaten der größte Teil des Holzes auf diese Weise zu Tal gebracht. Doch das



Einbinden eines Floßes.

ist selten so günstig. Wochenlang währender tiefer Schneefall und, was noch schlimmer ist, viele Meter hohe Schneewehen machen die Bahn unfahrbar; mit vieler Mühe muß sie dann wiederhergestellt werden. Taut es und tritt zuweilen plötzlich Frost ein, so daß sich mächtige



Holzknechte beim fidelen Wirt.

Eisplatten auf dem Ziehweg bilden, dann ist die Gefahr groß. Mit der Tatze kann man nicht mehr so sicher greifen und hemmen, die Schnelligkeit nimmt jäh zu. Hat die Fuhre einmal die Leitung verloren, ist die Last Herr geworden, dann ist alles vorbei. Schlitten und Mann sausen in die Tiefe oder zerschmettern an einem Baum.

Im Hochland gab es früher noch eine andere Art, das Holz herabzubefördern, die aber nur für Scheiter, nicht bei Bauholz benützt wird. Gebirgsbäche werden zu

diesem Zweck reguliert, mit Schleusen und Wehren versehen. Man vertraut das Holz dem Wasser an, auf dem es oft viele Meilen weit bis zu den Stellen „getriftet" und dort eingefangen und aufgeschichtet wird. Beim „Triften" beträgt der Gesamtverlust zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent; vieles Holz sinkt angesaugt zu Boden, das unbefugte Herausfischen der Scheiter, der Triftfrevel, ist schwer zu verhindern, und das feuchte Holz muß billiger abgegeben werden.

Die Flößerei auf der Isar ist früher in großem Maßstab betrieben worden. Mit der Ausdehnung des Bahnverkehrs ging diese Beförderungsart des Bauholzes, der Stämme oder „Sägprügel", zurück. Seit der Verteuerung des Güterverkehrs ist die Flößerei wieder mehr in Aufnahme gekommen. Die Stämme werden an den oberen Flußläufen im Gebirge, am sogenannten „Verbandplatz, zusammengestrickt", wozu große Vorsicht und Übung gehört. Das so entstandene Floß wird nun mit Scheitholz, später an großen Floßplätzen, so beispielsweise in Tölz, auch mit anderen Waren beladen und schwimmt dann viele Tagereisen weit an seinen Bestimmungsort, wo die Last abgeladen und die Stämme auseinandergenommen und in den Handel gebracht werden.

Eine Floßfahrt von Tölz nach München durch das herrliche Isartal war früher für junges Volk, Studenten und Maler ein großes Vergnügen. Unter Wandervögeln sind diese Floßfahrten neuerdings wieder beliebt geworden.

In früherer Zeit wurde im Frühling das erste auf der Münchener Lände eintreffende Floß mit Jubel begrüßt. Mit Tannenreis geschmückt schwamm es daher, als ein Zeichen, daß die Berge jetzt wieder frei waren von Eis und Schnee. In der Wirtschaft zum „Grünen Baum" gab es

Beim Fingerhakeln im Wirtshaus. Nach einem Gemälde von Carl Blaas.

beim alten Floßmeister und Herbergsvater ein großes Fest. Zither wurde gespielt und die Flößer schuhplattelten unermüdlich.

Jährlich wurden Hunderttausende von Klaftern und mächtigen Stämmen aus den Schluchten und Tälern des Hochlandes dem flachen Lande zugeführt. Und die Forstleute haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß alle Lücken in ihren Revieren ersetzt werden, denn der Wald ist nicht nur wichtig für den Augenblick. Von seinem Bestand hängt das Wohl und Wehe künftiger Geschlechter weit mehr ab, als die naturentfremdeten Menschen in der Großstadt annehmen. Mit der habgierigen Ausrottung unserer Wälder wären schwere Schäden für die allgemeine Wohlfahrt verbunden. Der richtig gepflegte Wald, den unsere Vorfahren als Heiligtum betrachteten, ist ein ewiger, unversiegbarer Quell frischen Volkslebens.

Die Grippeangst und ihre Auswüchse

Von Dr. Anton Berckedorff

Ein großer Dichter hat die Worte geschrieben: Der Mensch ist ein leerer Schlauch, von Furcht und Hoffnung angefüllt. Und man darf getrost sagen, daß in dieser Mischung durchschnittlich die Furcht überwiegt. Die Furcht aber ist die Mutter vieler Legenden.

Kommt es in trüben Zeiten, in denen wir leben, zur Legendenbildung, so überwiegen dabei die pessimistischen Elemente. Da man aus tausend Gründen mehr oder weniger verdüstert ist, gewinnen die Unheilsprophezeiher leicht bei der Masse Anhänger und überlaute Gefolgschaft. So hat man ernstlich geglaubt, die Lungenpest würde Europa heimsuchen. Auch das Gerede, der „Unterleibstyphus“ herrsche als Epidemie, fand bei willfährigen Gemütern Glauben und durch leichtfertiges Pressegeschwätz weite Verbreitung. Kaum war diese geistige Massenseuche abgeebbt, entstand ein neues Gerücht, man fabelte, die „asiatische Cholera“ bedrohe die europäische Menschheit mit dem Untergang. Wie immer, wenn sich der Masse ein Angstzustand bemächtigt, wuchsen auch die Grippeepidemien nur so aus dem Boden.

Woher stammt nun dieses furchteinjagende Wort? Es findet sich im gotischen g r i p p a n, das heißt greifen. Man wollte damit ein Leiden benennen, von dem jemand „ergriffen“, gepackt wird. Die Dunkelheit in der Beschreibung alter Krankheitsbilder erlaubt nicht ohne weiteres die Schlußfolgerung, daß unser heute Grippe genanntes Leiden dasselbe ist, das den Menschen seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert schwere Sorgen bereitete.

Auch das Altertum kannte eine Erkrankungsform, die man als „Grippe" bezeichnet. Sie wird besonders von Nichtärzten „schrecklich" beschrieben, da man eben zu allen Zeiten liebte, den Teufel möglichst schwarz zu malen, denn immer hören die Menschen das Grausige gern. So sollten die daran Erkrankten blitzschnell von Niesen und Gähnen befallen worden sein, wobei sie besinnungslos niederstürzten und unter häufigem Niesen verschieden. Es kam sogar soweit, daß Papst Gregor zur Beschwörung dieser tödlichen Epidemie einen feierlichen Umgang in Rom hielt, wobei „unter plötzlich eintretendem Niesen achtzig Personen tot niederstürzten". Man sagt, aus dieser Zeit stamme die Volksitte, beim Niesen „Gott helf dir!" zu rufen und beim Gähnen ein Kreuz vor dem Mund zu schlagen. Mit dem Wunsche, beim Niesen „Helf Gott!" oder sonst einen Segenspruch zu sagen, hat es eine besondere Bewandtnis. So riefen einander in solchem Falle die Griechen zu: „Zeus hilf", oder „Jupiter sei dir günstig". Und der Kirchenvater Origenes wollte nicht dulden, daß die Christen solch heidnischen Mißbrauch mit Gottes Namen trieben. Man glaubte in früheren Zeiten, die Seele eines Menschen könne bei heftigem Niesen den Leib verlassen, und so wird es verständlich, daß man sich durch einen Zuruf, der sich an die Götter wandte, diesem Unglück zu entziehen suchte. Deshalb halfen alle Mahnungen, die darauf ausgingen, diesen Brauch abzuschaffen, nichts; man blieb dabei, dem Niesenden ein wohlgemeintes Zauberwort zuzurufen. Zu jemanden „Helf Gott!" oder „Zur Gesundheit!" zu sagen, wenn er niest, finden wir heute nicht mehr angebracht. Wir sind ja aufgeklärt, verspotten „alte unsinnige Bräuche" und verfallen dafür modern aufgemachtem Aberglauben, der sich in

irgend ein zeitgemäßes, meist recht schäbiges Mäntelchen drapiert.

Als sich im siebzehnten Jahrhundert wieder einmal die Grippe einstellte, erschien als Hauptsymptom des Leidens ein unerträglicher Kopfschmerz. Die französischen Ärzte fanden Rat. Sie empfahlen damals, den Kopf mit einer besonders angefertigten Kappe zu bedecken. Und es kam dazu, daß die Krankheit davon einen neuen Namen, Coqueluche, erhielt. Dadurch war dieses Leiden in deutschen gebildeten Kreisen geradezu „vornehm" geworden. Der aufgeklärte Mensch, der gewöhnlich nicht sieht, daß ihm irgend ein Aufklärungszopf aus dem glorreich überklugen achtzehnten Jahrhundert hinten vom Schädel herabbaumelt, lacht über eine Kappe, die als Heilmittel wirken soll. Aber das hält ihn nicht ab, zu behaupten, es gäbe 1922 eine „Kopfgrippe", wie das ernstlich geschehen ist. Statt nun eine Kappe aufzusetzen, was ihm höchst lächerlich erschiene, schickt der an „Kopfgrippe" leidende Sohn der Jetztzeit in die Apotheke und verschlingt kritiklos und gläubig nacheinander Aspirin, Phenazetin, Chinin und wer weiß was sonst noch. Daß klarsehende und erfahrene Ärzte mit Recht behaupten, daß diese Mittel schwächend auf das Herz wirken und den Magen schädigen, die Widerstandskräfte des Körpers herabstimmen, spielt keine Rolle. Und doch wäre es klüger, statt diesen Unfug zu treiben, eine Kappe anfzusetzen.

In früheren Jahrhunderten zapfte man den an Grippe Erkrankten Blut ab. Der Aderlaß war ja die große Mode der Medizin. Endlich aber kamen die Ärzte doch zur Einsicht, und als 1742 in Rom zweitausend Menschen dem Leiden erlagen, das damals übrigens mit Geschwüren im Hals auftrat, wagte man zu sagen, die Kranken seien nicht an der Grippe, sondern an der Blutentziehung

durch Aderlässe gestorben. Und damit war denn auch der richtige Standpunkt eingenommen, wenn es auch noch lange währte, bis man es endlich aufgab, die Blutabzapfungen zu unterlassen.

Im achtzehnten Jahrhundert griff man zur Bezeichnung der Grippe auf einen alten Namen zurück, den dieses Leiden im Mittelalter geführt hatte, und hieß es Influenza. Um 1755 verstand man darunter den vermeintlich „bösartigen Einfluß der Elemente". Im Mittelalter war man zu dieser Benennung aus anderen Erwägungen gelangt. Die astrologisch gebildeten Ärzte hegten damals die Meinung, alle Krankheiten entstünden durch den Einfluß der Gestirne, den diese im Zusammenhang mit Kometen, Nordlichtern, Feuerkugeln und Erdbeben zu gewissen Zeiten auf die Menschen ausübten. Das fragliche Leiden kam nach der Meinung mittelalterlicher Ärzte durch den Einfluß der Gestirne zustande. Nun sind wir wieder so weit wie damals, denn heute gibt es wieder Sternabergläubige.

Um 1782 hieß eine grippeähnliche Krankheit in Deutschland „Blitzkatarrh". Der Wandel in den Anschauungen über diesen Züstand ist höchst bemerkenswert. So äußerte sich die Grippe von 1839 weniger in katarrhalischen Leiden als in „nervösen Zuständen mit und ohne ruhrartige Durchfälle". Neun Jahre zuvor kam die Merkwürdigkeit vor, „daß der Grippe fast überall die Cholera auf dem Fuße folgte". Doch kamen die Ärzte bald davon zurück, daß eine „ursächliche Verbindung" zwischen beiden Krankheitsformen bestünde. Inzwischen wollte man sogar gewisse Veränderungen im Antlitz der Erkrankten wahrgenommen haben, so daß man geradezu von einem Grippegesicht sprach.

In den Jahren 1889 bis 1892 trat die Influenza in

größerem Umfang auf. Seit Robert Koch hatte man die zweifellosen Erreger der Cholera, des Typhus, der Diphtherie, der Tuberkulose und des Wundstarrkrampfes festgestellt. Nun entdeckte 1892 Richard Pfeiffer den Influenzabazillus. Der Triumph währte indes nicht lange, denn die Ärzte lehnten diesen Krankheitserreger fast einstimmig ab. Als nun 1918 die Grippe-Influenza, diesmal unter dem Namen „Spanische Krankheit", wieder auftrat, bestätigte es sich nicht, daß der Pfeiffersche Bazillus als Erreger gelten konnte. Die Ärzte verwahrten sich mit Recht auch gegen die Bezeichnung als „Spanische Krankheit", und man fand sich wieder zu der alten Benennung Grippe geneigt. Da sich die Haltlosigkeit des Pfeifferschen Erregers auch weiterhin erwies, billigte man diesem nur die Rolle einer Begleiterscheinung zu, die jedoch häufig genug gar nicht in Betracht kam, da bei offenbarer Grippe diese Bakterien nicht gefunden wurden. Andere Forscher behaupten seitdem, daß die Krankheit von noch unbekannten, sogenannten invisibeln, das heißt unsichtbaren Erregern verursacht wird.

Da also ein spezifischer (artmäßiger) Erreger nicht bekannt ist, kann auch von einem besonderen Grippeallheilmittel nicht die Rede sein. Nachdem wir aber das Glück haben, im Zeitalter des „Betriebes" zu leben, stellen geschäftsgewandte Leute, die gestern noch mit Fußlappen und Blechdosen handelten oder durch Warenverschiebung Geld errafften, dem Dutzend nach Grippeuniversalmittel her. Furcht und Hoffnung schaffen die geeignete Stimmung für regste Nachfrage, der blitzartig das Angebot folgt. Man empfiehlt sofort irgend ein Mundwasser oder Zahnpulver mindestens als vorbeugende Mittel, und zu Odol gesellt sich würdig Influenzol, Grippol, und vergeblich fragt man allerdings nach der Schupol,

die diesen Unfug steuern könnte. Wahrlich es ist an der Zeit, einen Schutzverein für Menschen zu gründen, wie er bisher allerdings nur für Tiere besteht.

Mit Recht ist geschrieben worden, daß es unverantwortlich sei, Grippeerkrankungen und angeblich grauenvolle Epidemien zu konstruieren, zu einer Zeit, da die geplagte Bevölkerung ohnedies genug zu tragen hat. Trotz allem Gerede stirbt durchschnittlich noch längst nicht einmal einer von hundert Erkrankten. Ja man darf geradezu sagen, nicht der Grippe, sondern ihren Komplikationen mit anderen Leiden erliegen die Patienten. Wie erst kürzlich Dr. Hoppeler hervorhob, sterben von den Grippeerkrankten, bei denen zu dem Leiden die Lungenentzündung hinzutritt, nur zwanzig vom Hundert, während achtzig auch davon wieder genesen. Er mahnt deshalb: „Keine Angst vor der Angst" zu haben.

Und welche närrischen Auswüchse hat die Angst gezeitigt! Wir leben fast wieder in der Stimmung der unerhörten Bakterienfurcht der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo Menschen mit Respiratoren vor dem Mund auf der Straße und im Haus umherliefen, wie weiland die Pestärzte der Renaissance, die einen mit abwehrenden Kräutern und Flüssigkeiten ausgestopften Schnabel vor dem mit Tuch verhüllten Gesicht trugen, aus dem hinter einer Maske mit eingesetzten Gläsern nur die Augen angstvoll hervorsahen. So hat man denn auch jetzt wieder Respiratoren und Gazemasken aufzubringen gesucht!

Während die Ärzte einerseits nichts von dem Grippeerreger halten und vor allem darauf bedacht sind, dem Erkrankten Hilfe zu leisten, gruselt sich die ewig unbelehrbare Menge vor den verteufelten Bakterien.

Wie zur Zeit der mittelalterlichen Pest, einem Namen,

hinter dem sich meist ein ganzer Rattenkönig von allerlei damals unerkennbaren Krankheiten verbarg, entsetzt man sich heute wieder vor den an Grippe gestorbenen Menschen. Die Angst vor den Leichen geht um! Leute, die am Leben hängen, vermeiden es, Beerdigungen unter verdächtigen Umständen Gestorbener beizuwohnen. Und das Märchen wurde verbreitet, daß die Freunde eines Grippekranken, die dem Verstorbenen das letzte Geleit gaben, sich infizierten und ebenfalls das Zeitliche segneten.

In Furcht befangen, verstieg man sich sogar dazu, trotz Kohlenmangel und Teuerung die allgemeine Einführung von Krematorien zu fordern! Das zeugt von geradezu entsetzlicher Unkenntnis naturwissenschaftlich festgestellter Tatsachen. Nur völlig unsachverständige Menschen können auf die abenteuerliche Idee geraten, daß Bakterien jemals durch die Erdschicht aus Gräbern an die Luft zu gelangen vermöchten. Und doch könnte man erleben, daß bei einer von den Zeitungen nachdrücklich organisierten Massensuggestion durch Volksabstimmung eine Mehrheit für die Errichtung von Leichenverbrennungsanlagen zustande käme. Das wäre allerdings umso ungeheuerlicher, als in Fachkreisen zurzeit durchaus keine Klarheit darüber besteht, ob es einen Erreger der Grippe gibt, geben kann, oder nicht. Neu wäre es kaum, daß man nach Spatzen mit Kanonen schießt, wenn es auch die nach uns Kommenden gewiß als lächerlich empfinden würden.

Fragt man nun, woran man zu erkennen vermag, ob jemand an Grippe erkrankt ist oder nicht, so muß gesagt werden, daß es nicht ohne weiteres möglich ist. Bestimmt darf ausgesprochen werden, ohne Fieber gibt es keine Grippe. Sobald sich ein fiebernder Zustand beobachten läßt, soll man sofort das Bett aufsuchen und einen Arzt zu Rate ziehen. Eigene Behandlung führt meist zu un-

erquicklichen Zuständen. Noch immer gibt es Leute, denen das Fieber als eine besondere Krankheit erscheint, die man zu bekämpfen sucht. Anderseits besteht die in ihrer Übertreibung nicht weniger irrige Auffassung, wonach das Fieber eine unter allen Umständen heilsame Reaktion des Organismus in Krankheitsfällen sei.

Zu alledem kommt nun aber noch ein durchaus wichtiger Umstand, der leider in Laienkreisen nicht genügend bekannt ist. Der Verlauf des Fiebers ist für manche Erkrankungsfälle so überaus charakteristisch, daß es für ungeschulte Leute ganz unmöglich ist zu beurteilen, ob ernstliche Gefahr besteht oder nicht. Nur der erfahrene Arzt vermag hier zu entscheiden und Anordnungen zu treffen, die dem Patienten zum Wohle dienen. So wenig man also das Fieber mit nassen Umschlägen oder Packungen zu „dämpfen" suchen soll, so übel angebracht kann auch das künstliche Erwärmen mit Bettflaschen und dergleichen sein.

Da es dem Laien versagt ist, den Zustand des Herzens bei einem Erkrankten, der bei allen Leiden von höchster Wichtigkeit ist, zu erkennen, ist auch für diesen Fall äußerste Zurückhaltung unbedingt geboten. So hört man nach alter Auffassung häufig sagen, Alkoholgaben wirkten günstig bei Grippeerkrankungen. Diese weitverbreitete Annahme ist total verkehrt! Auch hier kann also durch entsprechende Selbstbehandlung überaus schwer gesündigt werden, besonders dann, wenn das Herz irgendwie leidend ist. Aus den gleichen Gründen ist oben vor der eigenmächtigen Anwendung von Chininpräparaten, Phenazetin und Aspirin gewarnt worden. Diese beliebten Hilfsmittel, samt dem fälschlich so hoch gepriesenen Alkohol bewirken mit Sicherheit, daß die organischen Kräfte herabgemindert, die Herztätigkeit gehemmt und die Widerstandsfähigkeit in einem Augenblick geschwächt wird

wo dies durchaus vermieden werden sollte. Wenn der Arzt es für gut finden sollte, sich in einem Falle solcher Hilfen zu bedienen, so ist damit noch keineswegs begründet, daß dies auch für einen anderen Patienten ebenso angebracht ist. Alle diese Anordnungen überlasse man dem Arzt, der am zufriedensten sein wird, wenn man ihm möglichst wenig ins Handwerk zu pfuschen sucht.

Da bei der Grippe die Komplikationen mit anderen Krankheitserscheinungen nicht gering anzuschlagen sind, wird man begreiflich finden, daß es sich keinesfalls empfiehlt, die Behandlung allein vorzunehmen. Ein Universalheilmittel gegen dieses Leiden gibt es nicht! Man schenke daher den marktschreierischen Anzeigen nicht den geringsten Glauben und gebe für sogenannte „Grippearzneien" nicht einen Pfennig aus. Wenn diese aus guten Gründen höchst harmlos zusammengesetzten Tränke oder Pastillen auch keinen unmittelbaren Schaden zu verursachen vermögen, so wird über ihrer Anwendung doch meist Zeit vertrödelt. Ein Umstand, der je nach der Verfassung des Erkrankten für den weiteren Verlauf seines Leidens oft höchst bedenklich werden kann.

Um sich vor etwaigen Rückfällen oder Nachkrankheiten zu bewahren, soll man nicht zu früh aufstehen und auch in diesem Punkt dem Rate des Arztes folgen. Es mag aus verschiedenen Gründen oft schwer empfunden werden, daß man auf dessen Wunsch nur für einige Stunden am Tage das Bett verlassen, und weiterhin noch eine bestimmte Zeit warten soll, bis er das Ausgehen erlaubt. Es empfiehlt sich jedoch, sich darein zu fügen, will man von weiteren Komplikationen frei bleiben, denn diese, aber nicht die Grippe sind es, die zu Bedenken und Besorgnis Anlaß geben.

Arbeiten mit Händen und Füßen

Ein eigenartiges Kapitel aus der Völkerkunde

Von Dr. Edgar Vornberke / Mit 28 Bildern

Wie in alter Zeit, so kommen auch heute tierische und menschliche Mißbildungen vor, die vom Gewöhnlichen weit abweichen. Der heutigen Wissenschaft ist es kein Rätsel mehr, wie solche Abnormitäten zustande kommen. Und wenn den Laien bei ihrem Anblick auch ein geheimes Grauen überfällt, so gehört doch die abergläubische Furcht vor der möglichen schlimmen Bedeutung solcher Mißgeburten der Vergangenheit an. Arm- oder fußlose Männer und Frauen werden von alten Schriftstellern nicht selten erwähnt, denn nicht überall herrschte, wie lange Zeiten hindurch im griechischen Sparta, der Brauch, mißgestaltete Menschen gleich nach der Geburt zu beseitigen. So kam aus Indien ein „Fußkünstler", ein Jüngling ohne Arme, nach Rom. Man hatte ihn dem Kaiser Augustus als Geschenk gesandt, und die Römer bestaunten den „von Natur so gebildeten" Inder, der seine Füße zu brauchen verstand wie andere Menschen ihre Hände; er zeigte sich sogar höchst geschickt in der Benützung von Bogen und Pfeilen. Ein Kunststück, das übrigens antike Gaukler, die sonst am ganzen Körper wohlgebildet waren, zu zeigen pflegten. Selten aber hat man gehört, daß Menschen, die durch einen Unglücksfall oder im Kriege Arme und Hände verloren haben, die Füße als Ersatz so geschickt zu benützen lernten, wie dies bei verstümmelt Geborenen wiederholt bezeugt ist. Wenn die Füße Jahrzehnte hindurch zum Gehen gebraucht wurden, und die Zehen vom Schuhwerk eingezwängt waren, dann hilft auch der

stärkste Wille nicht mehr, sie als Ersatz der verlorenen Hände auszubilden. Anders liegt der Fall bei Menschen, denen von Geburt die Hände fehlten, denn diese übten von klein auf die Füße und Zehen zum Erfassen und Greifen von allerlei Gegenständen. Daß sie mit der Zeit



Thomas Schweicker.
Nach einem Kupferstich von de Bry.
Aus: E. Holländer, Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt.
Verlag Ferdinand Enke.

oft Erstaunliches mit diesen Organen zu leisten vermochten, dafür sind Beispiele aus der Vergangenheit und Gegenwart bekannt. Felix Holländer berichtet über diese Unglücklichen: „Meist hatten bei den armlos Geborenen die Füße und Zehen die Funktion der Hände übernommen,

und so finden wir eine ganze Reihe solcher Fußkünstler beschrieben und abgebildet. Eine armlose Dame schlug mit den Füßen die Trommel, andere nähten mit den Füßen und trieben allerlei Handwerk. Lykosthenes sah in Frankfurt am Main 1556 eine Frau, die 1528 geboren war; sie schrieb elegant mit den Füßen, nähte, zählte Münzen und verrichtete alle feinen Arbeiten." Thomas Schweicker, der 1540 in Hall geboren wurde, besaß weder Arme noch Hände. Er war dreiundfünfzig Jahre alt, als ihn der berühmte de Bry zeichnete und in Kupfer stach. Unter das Blatt setzte Schweicker die Worte:

„Dieweil ich, daß es Gott erbarm,
Hab' weder Finger, Hand noch Arm,
Und mich also behelffen muß,
Schreib' ich doch diß mit meinem Fuß.

. . . .

Weil mich nun Gott und die Natur
Also erschuff, hat's mir doch geben,
Alles zu thun mit Füßen eben,
Essen und trinken über Tisch
Mit meinem Fuß ich behend erwisch,
Schreib', mahl', schnitz', bind' Bücher ein,
Das Armbrust kan ich brauchen fein,
Zehl geld, und auf freundliches begeren
In Brettspiel meins mans mich thu wehren.
Schenk ein, trink auß, die Kleider mein
Anleg selbst, schneid' ein Feder fein."

Thomas Schweicker hat nicht zu viel von seinen Leistungen behauptet, denn Georg Schenck von Grafenberg bestätigte in einem Buche, das er über den Fußkünstler geschrieben hat, dessen Gewandtheit. Auch andere Gelehrte seiner Zeit beschäftigten sich mit dem ungewöhnlichen Können dieses „Wundermannes".

Der armlos geborene Ledgewood, der nur einen Fuß

besaß, konnte mit diesem sehr geschickt allerlei Greifkunststücke ausführen. Er schrieb, zeichnete und rasierte sich mit diesem Fuß, fädelte eine Nadel ein, feuerte eine Pistole ab — alles nur mit den beiden ersten Zehen, mit denen er auch sehr kleine Dinge ergriff. Der armlos geborene französische Maler César Ducornet, ein keineswegs gewöhnlicher Künstler, malte, indem er mit dem linken Fuß die Palette, mit dem rechten den Pinsel hielt. Ein Gipsabguß seiner Füße befindet sich im Besitz der Pariser Anthropologischen Gesellschaft. In unserer Zeit erregte der armlose Fußkünstler Unthan berechtigtes Aufsehen; Rudolf Virchow schrieb 1884 über die Beschaffenheit der



Johannes Wynistorff, ohne Arme und Hände geboren.

Aus: E. Holländer, Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt. Verlag Ferdinand Enke.

Füße dieses Mannes, dessen Leistungen erstaunlich gewesen sind. Unthans Geschicklichkeit ist auch durch Filmaufnahmen der Nachwelt aufbewahrt.



Magdalena Thuinbuj, ohne Arme und Hände geboren.

Aus: E. Holländer, Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt. Verlag Ferdinand Enke

Da immer wieder solche Abnormitäten geboren werden, kann es nicht fehlen, daß man auf Jahrmärkten und Messen oder im Zirkus ihre Kunststücke zu sehen bekommt. Die eingangs erwähnten Leistungen sind ein Beweis dafür, daß es dem Menschen möglich ist, durch fortgesetzte Übung den Fuß als Greiforgan auszubilden, eine Fähigkeit, die bei verschiedenen Naturvölkern wiederholt beobachtet und beschrieben worden ist. Auf Grund solcher Wahrnehmungen gelangte man zu der Auffassung, der-

artige mit dem Fuße arbeitenden Rassen als Vierhänder unter den Menschen anzusehen. Ja man glaubte in ihnen niedrigstehende Wesen vor sich zu haben, denen noch ein Affenerbteil anhafte. Der Naturforscher Cuvier (1769 bis 1832) hielt eine Begriffsbestimmung der Hand für nötig, um die Zweihänder von den Vierhändern zu unterscheiden, die er als zwei getrennte Ordnungen aufgestellt hatte. Die Annahme solcher Trennung ist jedoch falsch. Charakteristisch für die Hand ist die Eigenschaft, daß der Daumen den anderen Fingern gegenüber gestellt werden kann, wodurch sich die Hand zu einem vollkommenen Zangenwerkzeug gestaltet. Durch keine Übung aber ist der Mensch fähig, die Gegenüberstellung der großen Zehe zu erreichen und ihre Verrichtungen denen des Handdaumens entsprechend zu beeinflussen. Daumen und große Zehe sind eben durchaus verschieden in ihrem Bau und damit ihrer Bewegungsmöglichkeit. Wenn Ernst Häckel noch in seiner 1868 erschienenen „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ erklärte, es gäbe wilde Völkerstämme, welche die große



Der Fußmaler César Ducornet.
Aus: E. Holländer, Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt. Verlag Ferdinand Enke.

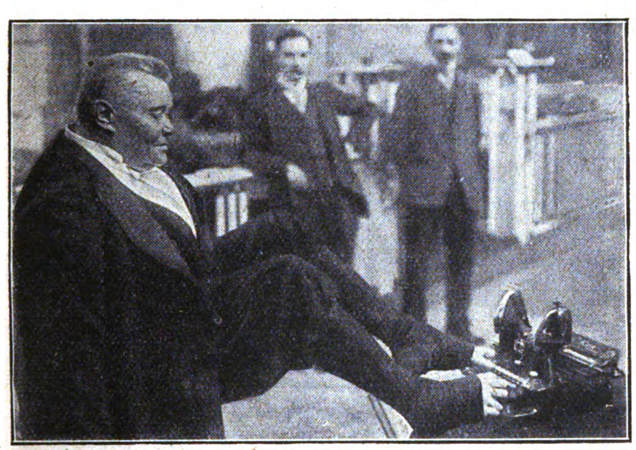
Zehe den vier übrigen am Fuße ebenso gegenüberstellen könnten wie den Daumen an der Hand, so ist dies ein Irrtum, der wohl durch die Übernahme unklarer Berichte von Reisenden entstanden ist, welche dies von den Ana-



Johanna Sophia Liebschern, ohne Arme geboren.
Aus: E. Holländer, Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt. Verlag Ferdinand Enke.

miten Ostasiens behaupteten. Anatomisch geschulte Beobachter konnten bei den betreffenden Volkstämmen nur eine größere Beweglichkeit der großen Zehe im Abspreizen und Beugen feststellen. Der Fuß der Anamiten ist gleich dem der Angehörigen der weißen Rasse gebaut, und alle Kunststücke, welche die Ostasiaten mit ihren Greiffüßen

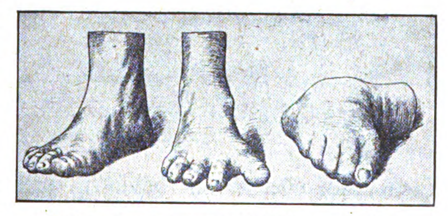
vollführen, könnte ein mit wohlgeformten Füßen versehener Europäer ebenfalls fertig bringen, wenn er von Jugend an barfuß ginge und die Beweglichkeit der Zehen



Unthan an der Schreibmaschine tätig.

nicht verloren hätte. Die „Vierhänder unter den Menschen" gehören ein für allemal in das Reich der Fabel.

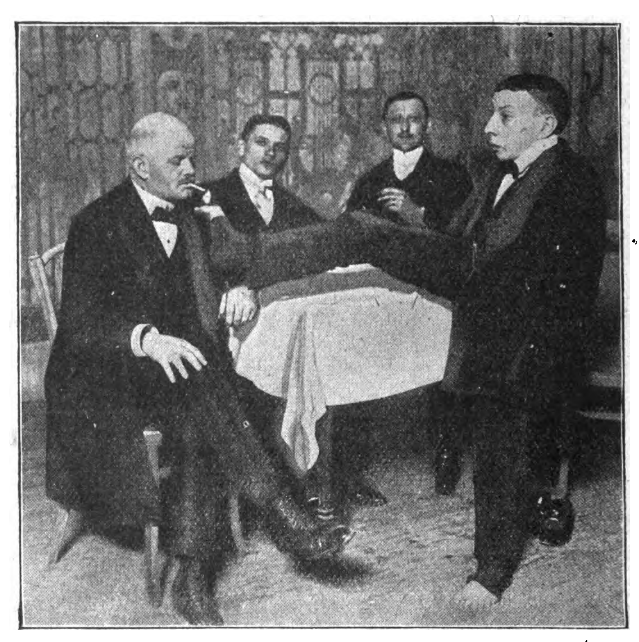
Richard Andree hat aus einer reichen Literatur alles zusammengestellt, was sich bei verschiedenen Völkern auf die Verwendung der Füße bezieht, soweit diese zum Greifen oder zu Arbeitsverrichtungen in Betracht kommen.



Rechter Fuß des Fußkünstlers Unthan.

Die Bewohner der warmen Landstriche und der tro-

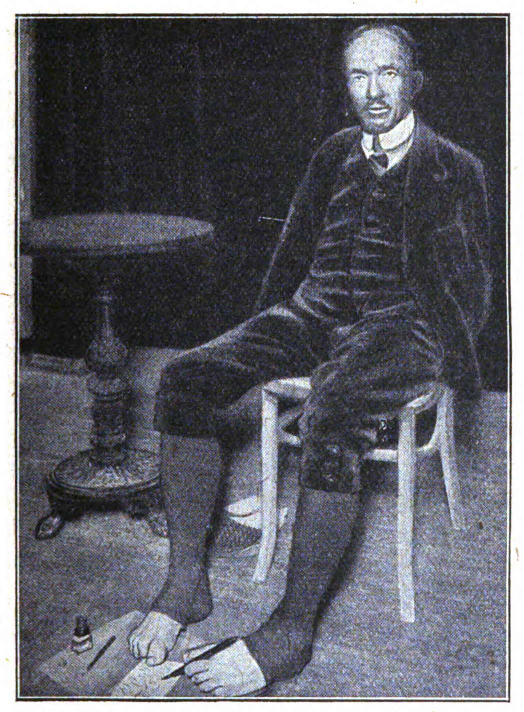
pischen Gebiete hocken bei ihren Mahlzeiten und zahlreichen Beschäftigungsarten fast alle am Boden, und dies ist für den Gebrauch der Füße zu irgendwelchem Zwecke nicht unwesentlich. Leute, die von Jugend an nie



Der armlos geborene Fußkünstler Willi reicht einem Herrn Feuer.

einen Tisch oder Stuhl benützen, weder enge, die Bewegung der unteren Gliedmaßen behindernde Kleider noch Schuhe tragen, können ihre Füße leicht zum Wegschieben, Heranziehen, Greifen und Festhalten von allerlei Dingen und Gegenständen gebrauchen. Zu bedenken ist dabei noch, von welch primitiver Art die mancherlei

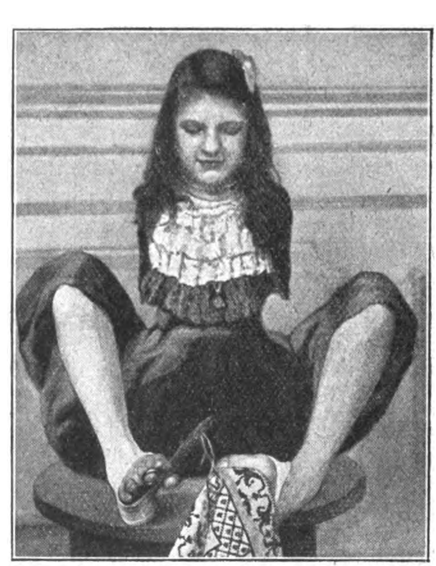
Zwecken dienenden Werkzeuge sind. Bei den Holzschnitzern und Holzbildhauern in Japan, China, Indien oder in Ägypten, Tunis oder Marokko sucht man vergeblich nach



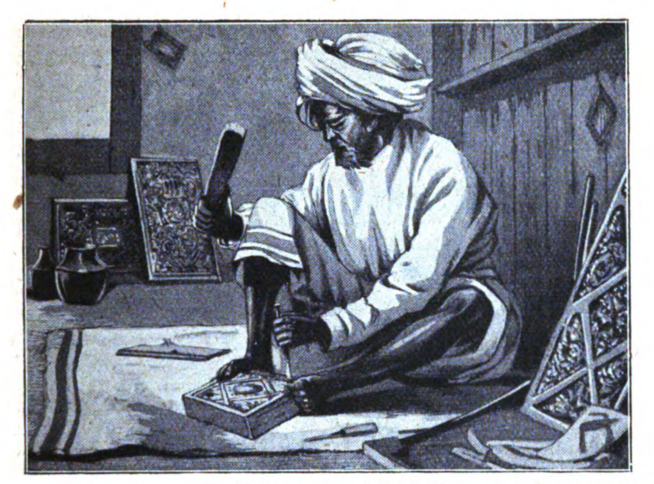
Louis Steinkogler, mit dem Fuße schreibend.

einem Schnitzbock oder gar einer besonders konstruierten Werkbank. Ein Stück Holz oder ein Brett, das mit Meißel und Schlegel oder dem Schnitzmesser behandelt werden soll, wird von dem am Boden Liegenden mit den Fußzehen festgeklemmt und während der Arbeit je nach Not=

wendigkeit hin und her gedreht. Aber auch bei fast allen anderen Handwerkern kann man die hohe Geschicklichkeit bewundern, mit der sie sich der Fußzehen zum Festhalten des in Arbeit befindlichen Stückes oder gewisser Werkzeuge bedienen. Wer die in ihrer Art vollendeten Drechslerarbeiten in Kairo, Damaskus oder Beirut betrachtet, kommt nie auf den Gedanken, daß ihre Meister mit den Händen und Füßen daran gearbeitet haben. Und nicht etwa in der Weise, in der man eine europäische Drehbank, mit den Füßen tretend, in Tätigkeit versetzt. Auf einer unserer Abbildungen sieht man einen dieser orientalischen Drechsler auf dem Boden hocken. Das bereits rund gedrehte Stück Holz steckt in einem recht primitiven Apparat zwischen eisernen Führungen; der Arbeiter benutzt zur Umdrehung des Holzes einen einfachen „Fidelbogen“, den er mit der Rechten hin und her bewegt. In der linken Hand hält er ein eisernes Instrument, dessen besondere Führung durch die Zehen eines der Füße diri-



Eine armlos geborene Stickerin.



Ein Holzschnitzer in Simla.



Ein sauberes Freundespaar beim Kartenspiel.

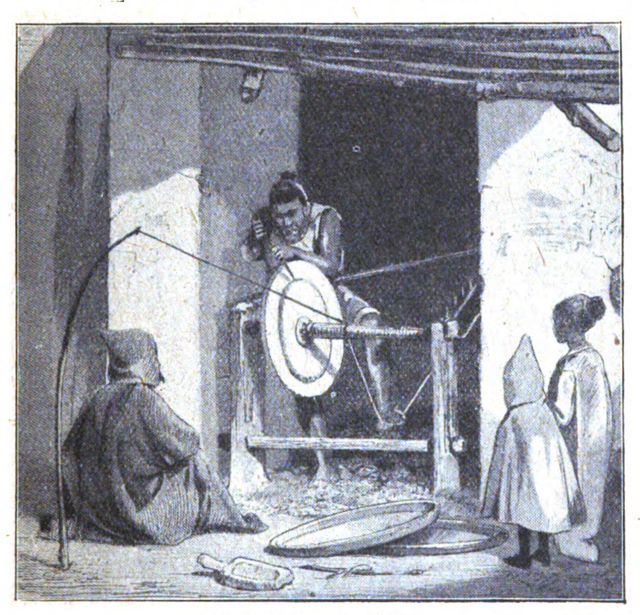
giert wird. In den Werkstätten orientalischer Weber und Töpfer kann man überall sehen, wie diese einen Gegenstand gleichzeitig mit Hand und Fuß bearbeiten.



Tunesischer Drechsler bei der Arbeit.

In welcher Weise harte Perlen mit Händen und Füßen durchbohrt werden, läßt eine andere Abbildung erkennen. In einem ähnlichen oder fast dem gleichen Arbeitsvorgang bohrt man Löcher in Holz oder Metall. Staunend beobachtet der Europäer, wie bei den verschiedensten ge-

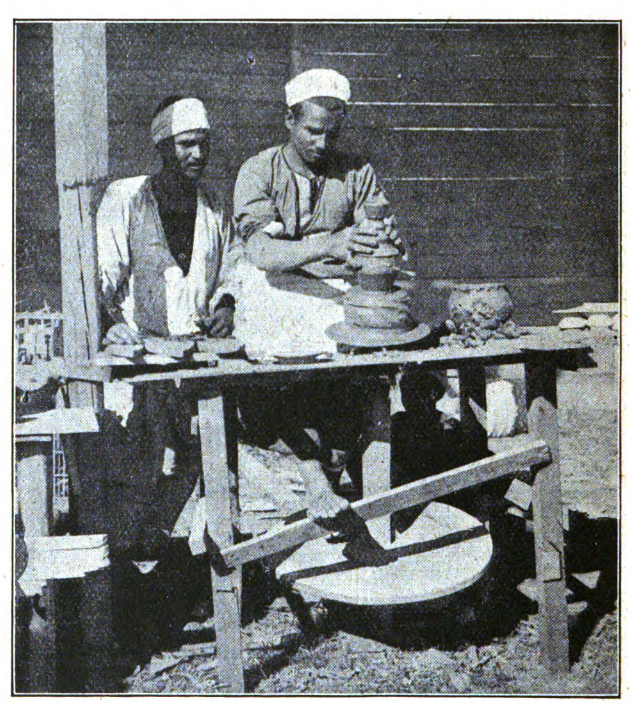
werblichen Arbeiten die Beine, Füße und Zehen wie Arme und Hände gebraucht werden. Zu bearbeitende Stücke oder ihre Werkzeuge heben diese Leute mit den Füßen vom Boden auf, ohne sich bücken zu müssen oder ihre hockende Stellung wesentlich zu verändern; sie halten das eine



Kabylischer Drechsler.

Ende eines Gegenstandes mit einem oder beiden Füßen fest, während sie das andere Ende mit den Händen bearbeiten. Und diese Fähigkeit, die Füße als ein den Händen fast gleichwertiges Greiforgan zu gebrauchen, findet sich auf der Erde überall da verbreitet, wo der Fuß unbeengt durch Schuhwerk in seinem natürlichen Zustande verbleibt. Das ist auch im Altertum nicht anders gewesen,

denn in den Wandmalereien der Grabanlagen von Theben ist ein altägyptischer Gerber dargestellt, der einen Streifen Leder unten mit den Zehen und oben mit der

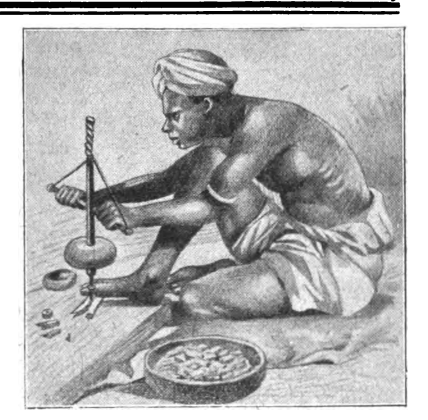


Ein ägyptischer Töpfer, der mit dem Fuß die Formscheibe dreht.

Hand gefaßt hält. Vielfach benützen Weiber die große Zehe des rechten Fußes, wenn sie Binsen für die Herstellung von Körben drehen. So pflegt auch die Japanerin beim Nähen den Stoff mit dem einen Fuße festzuhalten und zu spannen. Auch beim Weben werden die großen

Zehen der Füße geschickt verwendet, wie dies auf einer unserer Abbildungen zu sehen ist. Der japanische Sandalenmacher bedient sich seiner Füße, besonders der großen Zehe, zum Festhalten des Holzes auf dem kleinen Werkblock, den er gleichzeitig durch seitliches Anpressen der ganzen Füße umklammert hält.

Unter den Naturvölkern gibt es einzelne, die Bogen und Pfeile mit Händen und Füßen zu brauchen verstehen. Die wilden Muras am Amazonenstrom und die Eingeborenen im östlichen Neuguinea fassen, um sicher zu zielen, das untere Ende des Bogens auf dem Boden mit den Zehen. Sie ver-



Durchbohren einer Perle unter Anwendung des Fußes (Afrika).



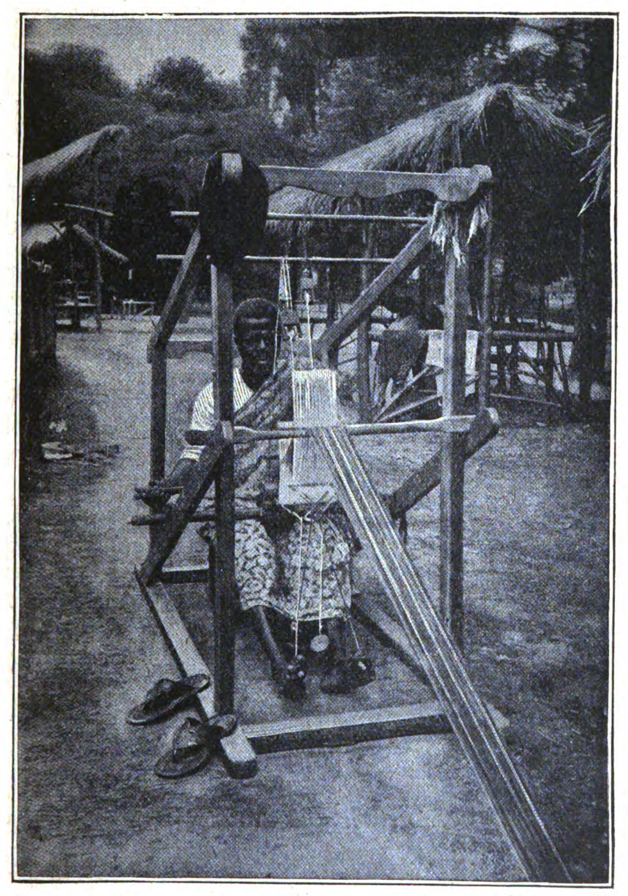
G. Haeckel.

Javaner, sein Kopftuch bindend.


Erklettern einer Kokospalme.

mögen sogar Steine mit den Zehen zu ergreifen und weit fortzuschleudern. Auf Sumatra brauchen die Eingeborenen die Füße zu einem eigenartigen Ballspiel. Auch in Indien werden bei einem sogenannten „Himmelsspiel“ kleine Steine oder Scherbenstücke zwischen den Zehen festgeklemmt und von den auf den Füßen Hüpfenden in gewissen Feldern der Spieleinteilung abgeworfen. Die Australier benützen sogar ihre Zehen dazu, ihre Speere fortzuschleppen, wenn sie dieselben beim Vorgehen gegen Feinde verborgen halten wollen.

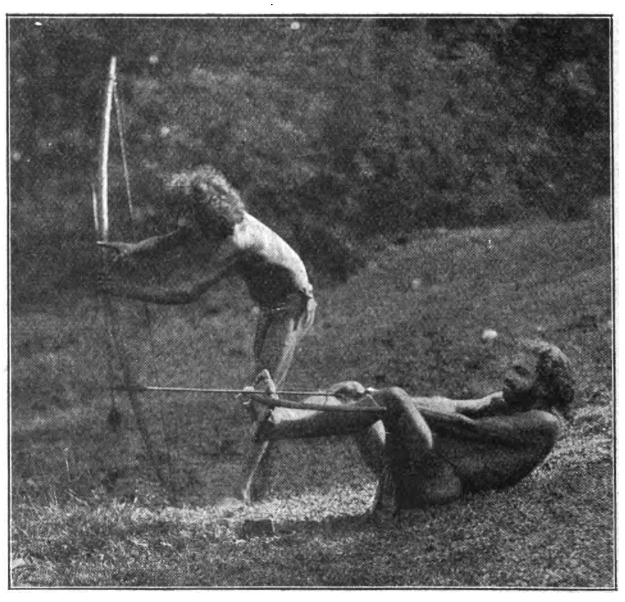
Es versteht sich von selbst, daß bei derartiger Gewandtheit der Füße das



Ein schwarzer Seidenweber aus Aschanti (Afrika).

Erklettern von Bäumen erleichtert wird. Die Neukaledonier ergreifen den Baumstamm mit beiden Händen und klammern sich unten mit den Zehen in die Uneben=

heiten der Rinde ein. Nun beginnen sie sich in die Höhe zu schieben, wobei der Körper bogenförmig vom Baumstamme absteht und die Zehen geradeso wie die Finger gebraucht werden. Dabei benützen sie Füße und Hände abwechselnd, wie die Vierfüßer gehen, so daß jeweils



Bogenschießen der Weddas.

rechte Hand und linker Fuß gleichzeitig in Tätigkeit sind, worauf dann die linke Hand und der rechte Fuß folgen. Weder die Brust noch die Schenkel berühren dabei den Baumstamm, was bei der Rauheit der Rinden wegen des nackten Körpers aus begreiflichen Gründen vermieden wird.

Als der Forschungsreisende M. Buchner sein schwer-



Teigkneten bei den Chinesen.

beladenes Boot über die Sandbänke der Angolabai bei der Fidschiinsel Kandavu hinwegschieben lassen mußte, vollführte einer der Eingeborenen ein Kunststück: Der Melanesier blieb plötzlich stehen, tastete mit seinem Fuße auf dem Grunde des Wassers umher, hob ihn dann auf und brachte einen Fisch ans Licht, den er, zwischen die Zehen geklemmt, gefangen hatte.

Bei den Anamiten ist oft beobachtet worden, wie der Bootsmann sein Steuer mit dem Fuße regierte, während er sich mit den Händen eine Zigarre wickelte. Am Ufer sitzend, halten die Fischer die Angelrute mit den Füßen und haben



Charotiindianer, beim Fadenspiel Hände und Füße gebrauchend.

so die Hände zu irgend einer anderen Tätigkeit frei. Nach Falkenhorst sind die gelben Diener in den chinesischen Gasthäusern wahre Fußkünstler. Stühle und Sessel rücken sie flink zurecht, indem sie diese Möbelstücke zwischen die Zehen packen; vom Fußboden und von Teppichen



Japanischer Holzschuhmacher.

heben sie selbst die kleinsten Gegenstände, dünne Silbermünzen, ja sogar eine Stecknadel mit dem Fuße auf. Viele Ostasiaten greifen, wenn sie zu Pferde sitzen, einen Arm des Steigbügels zwischen die Zehen und gewinnen so einen festeren Halt.

Wenn man in der ganzen Welt die Hände dazu braucht, um irgend etwas auf unrechtmäßige Art an sich zu brin=

gen, so nimmt es nicht wunder, wenn Reisende berichten, mit welcher Geschicklichkeit die Eingeborenen verschiedenster Völker mit den Füßen „böhmische Zirkel" machen. Thomas Herbert, der im Jahre 1626 das Kapland besuchte, schrieb über die Hottentotten: „An den Füßen tragen sie mit Riemen festgebundene Sandalen, welche die Eingeborenen, die uns besuchten, in der Hand hielten, damit sie mit ihren Füßen besser stehlen konnten, denn sie stahlen geschickt mit ihren Zehen, während sie uns ansahen." Als der niederländische Dampfer „Etna" 1858 die Humboldtbai im nördlichen

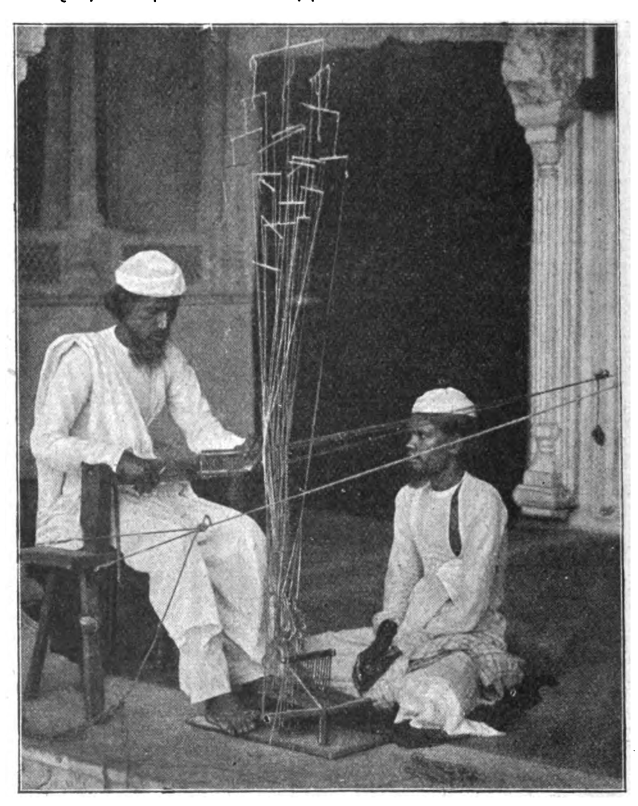


Entsamung mittels Fußwalze in Indien.



Indianer beim Feuermachen.

Neuguinea besuchte, stahlen die dortigen Papuas mit den Zehen eiserne und kupferne Geräte vom Bord des



Indischer Bandweber.

Schiffes. In der ganzen Südsee wird viel auf diese Weise gestohlen; die Eingeborenen reichten einander ihren Raub von „Fuß zu Fuß“ zu.

Dieser Kunstfertigkeit verdanken es die beiden schwarzen

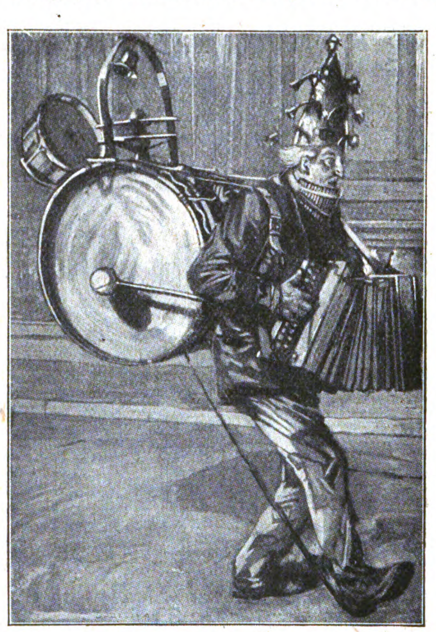
Gentlemen auf einem unserer Bilder, daß es ihnen unbemerkt gelingt, den bebrillten Nigger gehörig zu betrügen.



Kletternde Indianer im brasilianischen Urwald.
(Nach Moritz Rugendas.)

Übersieht man die Länder und Völker, bei denen der Fuß als Greiforgan und Unterstützungsmittel zu mannigfacher Arbeit ausgebildet ist, so ergibt sich, daß dieses Vermögen an das Klima und bestimmte Lebensformen ge-

bunden ist. Vor allem dürfen die Füße von Jugend an nicht durch Schuhwerk beengt sein, und weiterhin ist es wichtig, daß die meisten Vorrichtungen in hockender Stellung fast unmittelbar auf der Erde vorgenommen werden. Wenn fremde Völker die Füße zum Arbeiten benützen, so handelt es sich also nicht um ein besonderes Rassemerkmal, wie man früher glaubte. Und wenn hier eine stattliche Reihe von Arbeitsvorgängen übergangen werden, bei denen auch unter Völkern der gemäßigten und kalten Zone Hände und Füße gebraucht werden, so hat dies den Grund, daß nur jene Betätigungsweisen erwähnt werden sollten, welche mit bloßen Füßen erfolgen, wobei die Beweglichkeit des nackten Fußes und der Zehen in Frage kommt.



Wanderndes Orchester in einer Person.

Der Hundenarr

Von Adolf Stark

In der ganzen Stadt nannte man den alten Mann den Hundenarren; Schulbuben riefen ihm den Namen oft höhnend zu. Jeder kannte die kleine, verrunzelte Gestalt in dem grauen Mantel, in dem er Sommer und Winter ausging, mit dem breitrandigen Schlapphut, wie er einmal Mode gewesen war, und den jetzt längst kein Mensch mehr trug. „Hundenarr, Hundenarr," schrien ihm die Gassenbuben nach, aber wohlweislich nur aus der Ferne. Wenn der Alte trotz des derben Knotenstockes, ohne den er nie ausging, auch keine schreckenerregende Erscheinung war, und wenn man auch nicht befürchten brauchte, er könne mit seinen zitternden Greisenbeinen die Buben einholen, so trauten sie sich doch nicht recht in seine Nähe, denn er war beständig von Hunden umgeben, von denen einzelne so aussahen, als ob sie mit sich nicht spaßen ließen. Der Alte kümmerte sich wenig um das Geschrei der Burschen. Nur wenn einer wagte, einen Stein nach einem der Hunde zu werfen, dann fuchtelte er mit dem Stock. Aber es blieb beim Drohen. Nie hetzte er einen seiner Hunde auf die Jungen. Ein strenger Zuruf, dem die Tiere sofort gehorchten, hielt sie immer zurück, wenn sie Lust zeigten, die Buben anzugreifen.

Eines Tages kam ich eben dazu, als ein paar Straßenjungen ein kleines weißes Hündchen, dem sie einen Stein um den Hals gebunden hatten, vom steilen Ufer herab in den Fluß warfen. Ob es Zufall war, daß der Hundenarr vorüberging, oder ob die Strolche gewartet hatten, um mit dem Tier zugleich auch den Menschen zu quälen,

der die Tiere liebte, weiß ich nicht, ich kann nur sagen, daß mir der Alte leid tat, als er vom Ufer aus das arme Tier sehen mußte, das vergeblich mit der Strömung und der Steinlast um sein armes Leben kämpfte. Aufgeregt lief er am Ufer auf und ab und schrie den Schiffern zu, sie sollten den Hund retten, aber die Männer waren zu weit entfernt und hörten ihn wohl kaum. Schnell entschlossen zog ich die Schuhe aus, warf den Rock ab und sprang ins Wasser. Das war keine Heldentat, denn ich kann gut schwimmen.

Selten sah ich ein glücklicheres Gesicht, als das des Alten, wie ich ihm den geretteten Hund brachte. Er streichelte das Tier, nahm es, der Nässe nicht achtend, auf seinen Arm und trippelte davon. Nach einigen Schritten kehrte er um, reichte mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen. Das werde ich Ihnen nicht vergessen. Ich bitte Sie, mich bald zu besuchen."

So kam es, daß ich zwei Tage später vor dem Zaun an der Gartentür läutete, der das kleine Haus des alten Mannes von der Straße trennte. Vielstimmiges Hundegebell folgte dem Schall der Glocke. Dann hörte ich schlürfende Schritte auf dem Kies, die Türe öffnete sich und der Alte stand vor mir. Er erkannte mich wieder und bot mir die Hand.

„Das ist schön, daß Sie kommen! Ruhig, Karo! Still, Nero! Minka, kusch! Komm her, Bello, hier ist dein Lebensretter."

Er sprach mit den Hunden, wie mit Menschen, und sie schienen ihn zu verstehen. Bello, der weiße Spitz, den ich aus dem Wasser gezogen, kam heran und als ich ihn streichelte, leckte er mir die Hand. Der Alte rief freudig: „Schauen Sie, wie dankbar er ist. Hunde sind immer treu und dankbar; Menschen sind es nur selten. Kommen

Sie. Ich habe mir vorgenommen, Ihnen zu erzählen, warum ich lieber Hunde um mich sehe als Zweibeiner unserer Gattung. Sie sollen nicht glauben, ich sei ein Menschenfeind. Nein, ich hasse die Menschen nicht, denn es gibt auch gute, treue und dankbare unter ihnen. Aber ich bin zu alt, um nach solchen noch zu suchen. Und ich fürchte mich vor neuen Enttäuschungen. Aber Sie sind gut, Sie haben Ihr Leben gewagt, um ein armes Tier zu retten. Sie sollen meine Geschichte hören, denn in Ihren Augen will ich nicht als der lächerliche Hundenarr erscheinen, so eine männliche Abart der altjüngferlichen Katzenmutter."

Als wir die Wohnstube betraten, war ich überrascht. Hier sah es aus, wie in dem Zimmer eines Gelehrten. Bücher ringsum an den Wänden in hohen Schränken und auf Tischen und in Glaskästen erblickte ich Sammlungen von Tieren und Steinen aus fremden Zonen. Der Alte lächelte, als er mein Erstaunen bemerkte.

„Ich lese und studiere viel. Gute Bücher ersetzen mir die menschliche Gesellschaft. Was Sie hier sehen, habe ich selbst gesammelt. Ich bin viel herumgekommen in der Welt.

Doch Sie sollen ja hören, wie es kam, daß ich so einsam lebe. Es ist eine traurige Geschichte, aber es wird mir wohl tun, wenn ich sie einmal jemandem erzählen kann.

Ich bin in Krain geboren. Kennen Sie das Land? Nein? — Ja, Fremde kommen nicht viele hin. Es ist ein eigenartiges Land, ein Land, in dem Flüsse irgendwo unerwartet auftauchen, um ebenso seltsam zu verschwinden, ein Land, in dem der Erdboden von Höhlen und Gängen durchzogen ist. Unter der Oberfläche liegt eine zweite Welt, ungeheure Räume mit Schächten und

Grotten, natürlichen Brücken und Höhlen, von denen nur ein Teil bekannt ist. Und die bekannten sind nur zum kleinsten Teil erforscht. Sonst findet man in meiner Heimat nichts Besonderes. Aber es ist meine Heimat und dahin zieht es den Menschen doch immer wieder. So kam es, daß ich vor etwa zehn Jahren wieder nach Hause zurückkehrte, nachdem ich ein Menschenalter in fremden Weltteilen umhergereist war. Ich verfügte über ein bescheidenes Vermögen und wollte mein Leben in der Heimat ruhig beschließen. Meine Eltern waren längst tot und Geschwister besaß ich nie. Aber auf meinem ererbten Hofe, den ich nie verkaufen wollte, lebte ein verarmter Vetter, den ich aus dem Elend gezogen und zum Verwalter eingesetzt hatte, während ich in fernen Ländern lebte.

Der Vetter empfing mich mit übertriebener Freundlichkeit und benahm sich doch wieder so seltsam, daß ich ihm mißtraute. Bei der Rechnungslegung gewann ich die Überzeugung, daß er mich während der langen Jahre betrogen hatte. Aber ich schwieg und äußerte kein Wort des Vorwurfes. Mochte er sich an dem unrecht erworbenen Geld freuen. Ich kam deshalb nicht in Not, es blieb genug für mich. Und dann fiel ihm und seinen Kindern ja doch alles zu, wenn ich einmal starb.

Mir gefiel aber auch manches andere nicht an meinem Vetter; er ging roh mit Tieren um. Nie konnte er an der Hundehütte vorübergehen, ohne den treuen Wächter mit dem Fuß zu stoßen. Und seine Kinder benahmen sich nicht besser. Mich dauerte der Hund und ich nahm mich seiner an, und das mißhandelte Geschöpf vergalt das bißchen Mitleid mit treuester Anhänglichkeit.

Allmählich kam es aber doch dahin, daß ich mich mit meinem Vetter nicht mehr recht vertragen konnte. Ich

war nicht gewillt, mich auch weiterhin so schamlos betrügen zu lassen, und es kam wiederholt zu klarer, unmißverständlicher Klage. Obwohl ich immer an mich hielt, um nicht heftig zu werden, ließ ich mich doch einmal soweit hinreißen, daß ich dem Vetter, nach frechen Lügen, die er mir zu sagen wagte, drohte, ihn vom Hof zu jagen. Da traf mich ein so gehässiger Blick, daß ich erschrak. Bald zeigte er aber wieder ein freundliches Gesicht, und nach einigen Wochen war es so weit, daß ich alles vergessen hatte. Er schien eingesehen zu haben, daß er im Unrecht war, und ich bemerkte auch weiter keine Unredlichkeit. Seine allzu offenkundige Unterwürfigkeit gefiel mir zwar noch weniger, als sein sonst so hochfahrendes Wesen, aber ich hielt mich an die Worte, man müsse die Menschen so zu nehmen versuchen, wie sie sind, nicht wie sie nach unserem Wunsch sein sollten. Und so ging es leidlich weiter.

Eines Tages nahm ich mir vor, eine der unterirdischen Höhlen des Karstgebietes zu besuchen. Der Vetter, dem meine Vorbereitungen nicht entgingen, bot sich an, mich zu begleiten. Ich fand keinen Grund, ihm die Bitte abzuschlagen, und so stiegen wir zusammen hinab, wohlausgerüstet mit Laternen und Nahrungsmitteln. Über die Naturwunder der Grottenbildung brauche ich wohl nichts zu sagen, Sie haben gewiß davon schon gehört oder gelesen. Es gibt da gewaltige Höhlen, die durch schmale Gänge verbunden sind; auf steilen Naturbrücken gelangt man über tiefe Abgründe. Oft sind die Pfade so schmal, daß man kaum den Fuß darauf zu setzen vermag, und manche fallen so jäh zur Tiefe ab, daß jeder Fehltritt Verderben bringen muß. Häufig gelangt man an kreuzende Wege, die aber gut markiert sind durch Farbstriche an den Wänden, so daß ein Irregehen nicht möglich ist.

Fast eine Stunde waren wir unterirdisch gewandert, und das Ende der Höhle lag noch fern. Ich kann nicht erklären, weshalb ich auf einmal nicht mehr weitergehen wollte; ich drängte zur Rückkehr. Mein Vetter meinte, es wäre gut, uns erst noch zu stärken. Er breitete eine mitgebrachte Decke auf dem Boden aus, holte aus dem Rucksack Eßwaren und Wein, und wir ließen es uns schmecken. Dann wünschte er noch ein Viertelstündchen zu ruhen, ehe wir umkehrten. Ihm nachgebend, streckte ich mich auf der Decke aus. Ob ich zuvor wirklich so müde gewesen bin, oder ob dem Wein ein Schlaftrunk beigemischt war, kann ich nicht sagen. Ich schlief aber bald ein.

Wieder erwachend, lag ich im Dunkeln. Zuerst dachte ich, der Vetter habe, um Licht zu sparen, die Laternen ausgelöscht. Ich setzte mich auf und rief seinen Namen. Keine Antwort als das Echo von den Höhlenwänden. Auf dem Boden umhertastend, fand ich nirgends die Spur einer Laterne. Ich griff in die Tasche, die Zündhölzchen waren fort. Nicht nur diese, auch meine Börse und meine Brieftasche fehlten. Da wußte ich, daß ich beraubt und absichtlich allein gelassen worden war. Dem schrecklichsten Tod verfallen, schrie ich um Hilfe, aber kein Mensch hörte mich. In der Winterzeit dauerte es oft Wochen, ehe ein Besucher in die Höhlen hinabstieg. So konnte ich nicht hoffen, daß mich jemand finden könne.

Zu der Höhle, in der ich im Dunkel saß, führte nur ein schmaler Pfad dicht neben einem Abhang. Ich wagte mich nicht von der Stelle aus Angst, in die Tiefe zu stürzen. Und die Zeit schien mir endlos. Später konnte ich feststellen, daß ich nicht einmal vierundzwanzig Stunden in der Höhle gesessen war. Damals schienen es mir viele Tage, wo ich, von der Welt abgeschlossen, jedes Zeitmaß verloren hatte und Minuten sich zu Ewigkeiten dehnten.

Nach Tagen, wie ich glaubte, vernahm ich in der Ferne einen Laut und schrie um Hilfe. Dumpfe Töne antworteten. Ich schrie weiter; da kam es näher, ich hörte lautes Bellen, und dann sprang ein lebendiges Geschöpf an mir empor, wie toll vor Freude, und leckte mir das Gesicht. Es war Nero, unser Hund.

Nun war ich nicht mehr allein. Ich zog das treue Tier an mich und streichelte es. Langsam dämmerte mir der Gedanke, der Hund könne mich retten. Ich befestigte meinen Leibriemen an seinem Halsband und befahl ihm heimzugehen. Und das kluge Tier verstand. Sicher leitete mich sein Geruchsinn, der ihm meine Fährte verraten hatte, empor zum Tageslicht.

Ich betrat meinen Hof nicht mehr. Zunächst wanderte ich weiter, verpfändete einen Fingerring, reiste mit dem Geld in die nächste Stadt, ging zu einem Rechtsanwalt und gab ihm den Auftrag, mein Besitztum zu verkaufen. Das war bald geschehen. Ich durchzog Deutschland, um mich schließlich hier, wo es mir gefiel, dauernd niederzulassen.

Was aus meinem Vetter geworden ist, weiß ich nicht. Ich kümmerte mich nicht mehr um ihn. Ihn dem Gericht zu überliefern, wäre leicht gewesen, aber ich überließ ihn der schlimmeren Strafe seines Gewissens. Seitdem sind mir Hunde lieb geworden. Wo so ein armes Tier zu leiden hat, nehme ich es zu mir und pflege es. Und die Hunde haben mir noch nie mit Undank gelohnt, wie mir das von Menschen widerfahren ist."

Das Neueste aus dem Gebiete der Elektrotechnik

Von Professor Dr. Theobald Meinhard

Mit 13 Bildern

In der letzten Zeit sind durch die Presse wieder eine Anzahl Nachrichten gegangen, die durch ihre Fassung geeignet erscheinen, allerlei irrige Meinungen und unbegründete Hoffnungen aufkommen zu lassen. Der Elektromagnet, eines der Grundelemente der Elektrotechnik, sollte „entthront" sein und künftig durch beliebige Steine ersetzt werden können; die jüngsten Verbesserungen in der Apparatur der drahtlosen Telephonie sollen die Möglichkeit nahe rücken, daß man nur einen kleinen Taschenapparat einzustellen brauchte, um ohne Vermittlung von Leitungen und Ämtern irgend einen Freund auf dem weiten Erdenrund zu einem Gespräch anzurufen, und ähnliches mehr. Wie steht es nun um diese Dinge wirklich?

Nehmen wir zunächst den „entthronten Elektromagneten" vor. Die Aufgaben, die er in der Elektrotechnik vor allem zu erfüllen hat, sind von zweierlei Art. Wir wissen aus der Schule, daß er, sobald ein elektrischer Strom durch die ihn umgebende Drahtspule fließt, die Eigenschaft erhält, in der Nähe befindliche Eisenteile anzuziehen und nach dem Aufhören des Stromes wieder loszulassen. Sodann werden, wenn man andere Magneten oder Drahtspulen ihm nähert oder wieder von ihm entfernt, die ihn umgebenden „elektrischen Kraftlinien" gestört und dadurch in ihm selbst wie in den genäherten,

beziehentlich entfernten Metallteilen sogenannte Induktionsströme hervorgerufen. Auf dieser letzterwähnten Tatsache beruht unsere gesamte Starkstromtechnik, und es besteht bisher noch nicht die geringste Aussicht, daß ihm in dieser ungemein wichtigen Stellung ein Nebenbuhler von nur einigermaßen nennenswertem Belang erwachsen könnte. Diese seine Rolle als Energieumwandler wäre erst bedroht und dann wahrscheinlich auch sehr rasch ausgespielt, wenn es einmal gelänge, die chemische Atomzersetzung (Radium und verwandte Elemente) zur Krafterzeugung auszünützen. Aber in dieser Hinsicht stehen wir noch so sehr in den Anfängen der theoretischen Erkenntnis, daß sie vorläufig nicht die kleinsten praktischen Hoffnungen erlauben.

Dagegen ist in der letzten Zeit eine elektromechanische Erscheinung näher erforscht und auch praktisch umgesetzt worden, die tatsächlich berufen erscheint, die elektromagnetische Anziehung aus weiten Gebieten der von ihr bisher ebenfalls allein beherrschten Schwachstromtechnik zu verdrängen. Hier war der Elektromagnet von jeher in gewissem Sinne ein Schmerzenskind infolge zweier sehr fühlbarer Mängel, die ihm anhaften. Er wird von dem ihn umfließenden Strom erhitzt, und er verliert seine Anziehungskraft weder ganz noch sofort in dem Augenblick der Stromunterbrechung. Es bedurfte vielfach des größten Scharfsinnes der Erfinder, um die daraus sich ergebenden Störungen im Schwachstrombetrieb (wie auch in den Dynamomaschinen und Umformern) zu beheben. Von beiden Mängeln ist die von den beiden dänischen Ingenieuren Alfred Johnsen und Knud Rahbeck im Jahre 1917 entdeckte elektrische Adhäsion (Klebkraft) vollkommen frei.

Der Grundversuch ist auf Abb. 1 schematisch dargestellt.

Eine beiderseits eben geschliffene, 1 bis 2 Zentimeter dicke Platte S aus Stein (Lithographenschiefer, Achat und andere) ist auf der Unterseite mit einem Stanniolbelag B versehen. Oben auf ihr liegt eine Metallplatte P mit einem Haken oder Handgriff H zum Tragen. Von den Endpolen einer Stromquelle Ba (Batterie, Dynamo) führen Drahtleitungen (a, b) über die Widerstände W_1 und W_2 zu B und P. Obwohl nun S ein sogenannter Nichtleiter ist, fließt doch durch die Gesamtleitung ein geringer Strom, der hinreicht, daß S an P mit großer Kraft haftet, gleichsam angeklebt ist. Der Strom einer gewöhnlichen Tischlampe reicht aus, mit P eine Steinplatte von 1500 Kilogramm Gewicht zu heben. Wird aber die Leitung an einer Stelle, zum Beispiel bei Z unterbrochen, so fällt die Steinplatte S augenblicklich von P ab. Auch ist, während der Strom fließt, nicht die mindeste Erhitzung weder in S noch in P oder B zu bemerken.

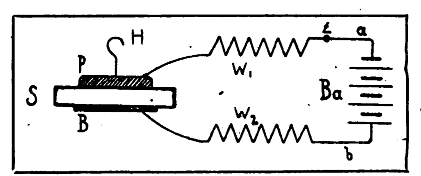


Abb. 1. Grundversuch über elektrische Adhäsion.

Die von Johnsen und Rahbeck auf ihre Entdeckung genommenen Patente wurden von der Firma Erich F. Huth, Gesellschaft für Funkentelegraphie in Berlin, erworben und in stiller, emsiger Laboratoriumsarbeit durch eine Anzahl sehr beachtenswerter Apparate der praktischen Verwendbarkeit zugeführt. Einige haben bereits mit bestem Erfolg im technischen Betrieb Aufnahme gefunden, so der elektrische Schnellschreiber, das lautsprechende Telephon und das Huthsche Anrufrelais; andere, wie Schußgeschwindigkeitsmesser, Grammophone

und elektrische Schreibmaschinen, gehen ihrer Vollendung entgegen. Ihr Vorteil liegt einmal darin, daß infolge der Verwendung von Stein statt Eisen der erwähnte remanente Magnetismus keine Störungen mehr verursachen kann, zum anderen in der Möglichkeit, mit sehr schwachen Strömen auszukommen oder, was bei den jetzigen Rohstoffpreisen noch wichtiger ist, mit sehr dünnen Drahtleitungen. Genügt doch zum Beispiel beim elektrischen Schnellschreiber ein Strom von ein hunderttausendstel Ampere, um den Schreibhebel auszurücken, beim Huthschen Anrufrelais gar ein millionstel Ampere.

Dieses Anrufrelais kann man etwa mit der elektrischen Alarmglocke an Türen, Telephonapparaten und so weiter vergleichen. Wir begegnen ihm vor allem auf dem gesamten Gebiete der Nachrichtenübermittlung, also der Telegraphie und Telephonie auf gewöhnlichen und Hochspannungsleitungen, der drahtlosen Telegraphie und Telephonie, der drahtlosen Fernschaltung. Da die Huthsche Konstruktion schon auf so winzige Stromstöße anspricht, wird sie besonders den kleinen beweglichen Stationen, die nur über geringe elektrische Energie verfügen, wie auf Schiffen, bei Polarexpeditionen und dergleichen, erhebliche Vorteile bringen, denn sie ermöglicht ihnen, auf viel größere Entfernung als bisher zu verkehren, und enthebt sie außerdem der Notwendigkeit, ihre Empfangstelle dauernd mit einem Telegraphisten besetzt zu halten. Auch können Schiffe in Seenot automatisch von drohenden Gefahren in Kenntnis gesetzt werden. Auf die Bedeutung des Huthschen Relais für die Zugtelephonie kommen wir noch zu sprechen.

Bei den Laboratoriumsversuchen hat sich nun gezeigt, daß man eine wesentlich stärkere elektrische Anziehung erreicht, wenn man statt ebener Steine solche in Walzen-

form verwendet. Ein solches Walzenrelais ist sozusagen die empfindende Seele des neuen elektrischen Schnell=

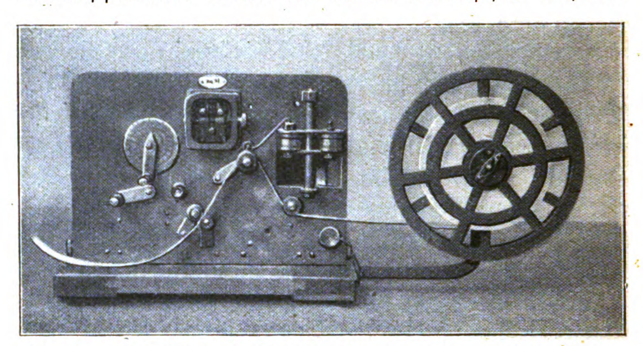


Abb. 2. Elektrischer Schnellschreiber der Firma C. F. Huth. Vorderansicht.

schreibers System Huth (Abb. 2 und 3), der mit Sicher= heit bis zu zweitausend Morsezeichen in der Minute auf=

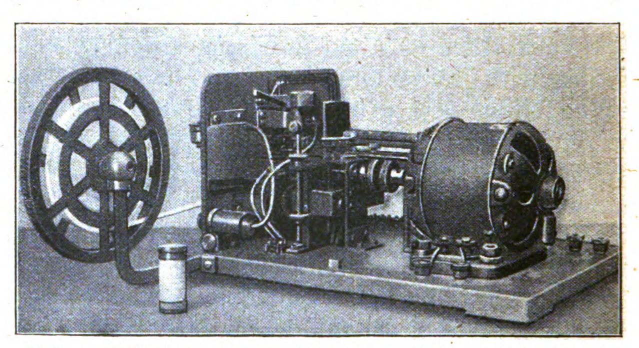


Abb. 3. Elektrischer Schnellschreiber der Firma C. F. Huth. Ansicht von rückwärts.

zeichnet. In Abb. 4 sehen wir es schematisch dargestellt. Auf der Metallachse P, die zugleich als Stromzuführung dient, sitzt eine Walze S aus geschliffenem Achat. Auf

einem Viertel ihrer Rundung schleift ein Metallband B, das einerseits an einer Feder f, anderseits an einem Schreibhebel F hängt. So oft nun ein Stromstoß von P durch S nach B geht, bleibt letzteres an der Walze haften und wird ein Stück mitgerissen. Dadurch rückt B den Schreibhebel F aus seiner Lage, der nun in Form von kurzen oder längeren Ausbuchtungen die Morsezeichen (Abb. 5) auf dem unter ihm weggleitenden Papierstreifen aufzeichnet. Dieser Steinschreiber ist sowohl für gewöhnliche wie für drahtlose Telegraphie benutzbar.

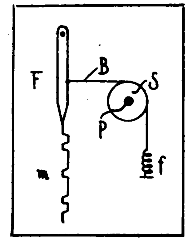
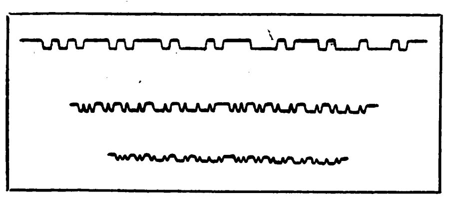


Abb. 4. Walzenrelais und Schreibfeder des Huthschen Schnellschreibers.

In ganz ähnlicher Weise ist das Walzenrelais im neuen Huthschen Lautsprecher (Abb. 6 und 7) verwendet. Wie aus Abb. 8 erkennbar ist, hängt hier das Metallband B mit dem einen Ende statt am Schreibhebel an einer Membran M, die über einem Resonanzkörper R in Form einer Mandoline befestigt ist. Die Stromänderungen, die im Aufnahmeapparat durch die menschliche Stimme oder durch Musiktöne hervorgerufen werden, bewirken auch hier wieder ein ruckweises Haftenbleiben und Freiwerden des Metallbandes. Dieses übermittelt die Bewegungen getreu an die Membran, die nun die Töne durch den Resonanzkörper vielfach ver-


Abb. 5. 400 (oben), 1200 (Mitte) und 2000 Morsebuchstaben in der Minute.

stärkt wiedergibt. Daß die Achatwalze durch einen besonderen Elektromotor gedreht werden muß, also Kraft

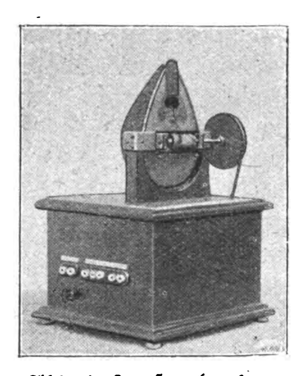


Abb. 6. Lautsprecher der Firma E. F. Huth.

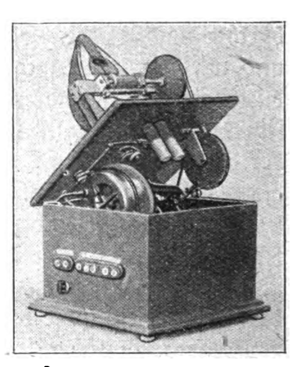


Abb. 7. Lautsprecher der Firma E. F. Huth, mit aufgeklapptem Oberteil.

verbraucht, fällt durchaus nicht ins Gewicht gegenüber der Tatsache, daß mehrere hundert Kilometer messende Entfernungen durch sehr geringe elektrische Energie in den Leitungen oder den drahtlosen Sendeapparaten überbrückt werden können.

Abb. 8. Walzenrelais und Resonanzkörper des Huthschen Lautsprechers.

Die Verwendbarkeit solcher Lautsprecher ist außerordentlich groß. Hier nur einige Beispiele: das Zusammenrufen der Abgeordneten aus den zahlreichen Räumen des Reichstagsgebäudes durch den Präsidenten, wenn eine wichtige Rede bevorsteht (Abb. 9); die Ankündigung abfahrender Züge von einer Zentralstelle aus, ohne daß ein Portier sich von früh bis spät in allen Wartesälen und Gängen heiser schreit

(Abb. 10); die Ansage der nächsten Haltestellen und Umsteigstationen im fahrenden Zug (Abb. 11); die Über-

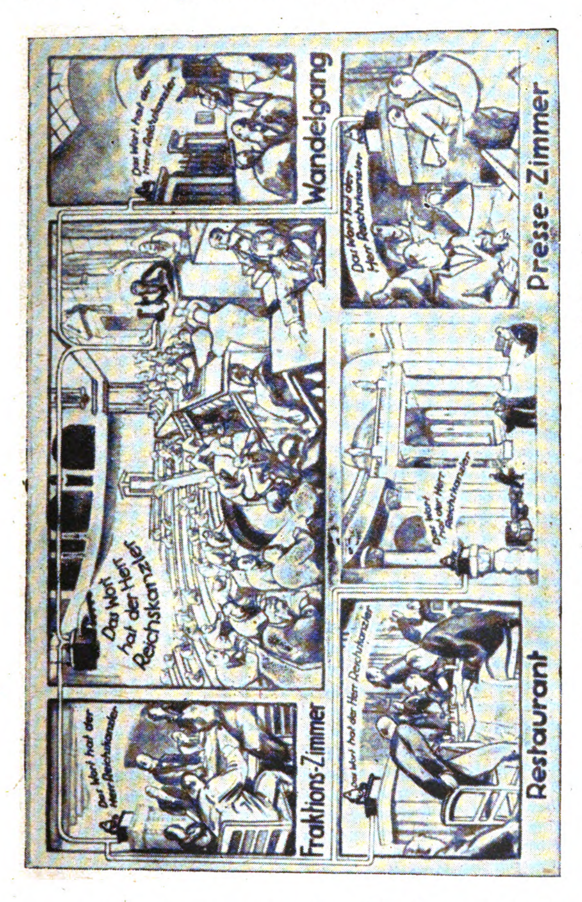


Abb. 9. Der Lautsprecher im Reichstag.

tragung eines Konzertes in sämtliche Säle und Einzelzimmer eines Großstadthotels (Abb. 12) und ähnliches

mehr. Man hat sogar schon Konzerte auf drahtlosem Wege aus dem Huthschen Verwaltungsgebäude in Berlin gleichzeitig nach Schweden, Borkum und Rotterdam übertragen, also über 800 Kilometer, wo sie tadellos gehört wurden. Als Kuriosum sei schließlich noch eine



Abb. 10. Ausrufen der abfahrenden Züge durch einen Lautsprecher.

Varieténummer erwähnt, eine Geige, die in bestimmter Weise verändert ist. Sie wird wie eine gewöhnliche Geige mit einem Bogen gestrichen. Aber man hört nicht die bekannten Töne dieses Instrumentes, sondern ein ganzes Orchester läßt seine Weisen aus dem kleinen Holzgehäuse ertönen; ja, die Geige redet sogar mit menschlicher Stimme. Auch hier ist der Zauberer ein Huthsches Walzenrelais.

Noch eine wichtige Erfindung der jüngsten Zeit bleibt zu erwähnen, nämlich die Zugtelephonie, das heißt das Telephonieren aus dem fahrenden Zug mit irgend einem Teilnehmer des deutschen Reichstelephonnetzes und umgekehrt. Ähnliche Versuche wurden schon vor zehn Jahren



Abb. 11. Ansagen der Haltestellen durch einen Lautsprecher.

in England nach dem System eines Deutschen, Hans von Kramer, angestellt, doch blieben sie aus verschiedenen Gründen in den Anfängen stecken, namentlich weil der drahtlosen Telephonie inzwischen in der Kathodenröhre (siehe „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1920, Band 12, Seite 151, Drahtlose Telegraphie und Telephonie) ein Sender und Empfänger entstanden war, der alle früheren Behelfsmittel dieser

Art in den Schatten stellte. Auch die Firma Huth hat Senderöhren von vorzüglicher Leistungsfähigkeit auf den Markt gebracht. Indem sie solche mit ihrem hochempfindlichen Anrufrelais zusammenbaute, ist es ihr gelungen, auf dem Privatgleis der Firma Görz in Lichterfelde bei

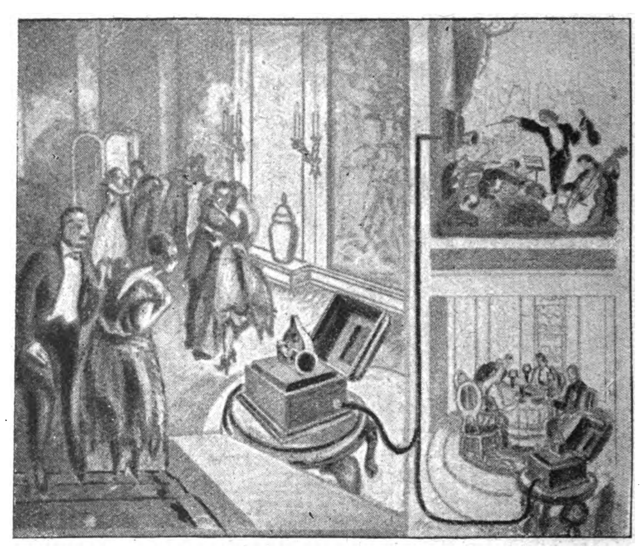
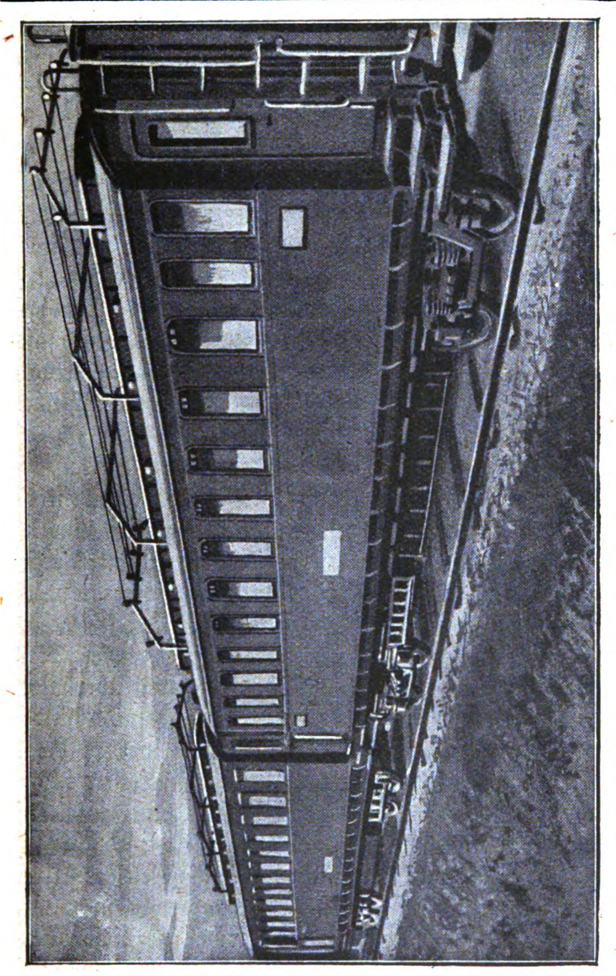


Abb. 12. Konzertübertragung durch einen Lautsprecher.

Berlin mit ihrer Einrichtung für Zugtelephonie sehr befriedigende Versuche vorzunehmen, die, als sich mehrere hohe Reichsbeamte persönlich von der Wichtigkeit und Güte der neuen Erfindung überzeugt hatten, planmäßig auf der Strecke Berlin—Hamburg fortgesetzt wurden. Zwei Wagen der dort laufenden Schnellzüge sind auf dem Dach mit Antennen (Abb. 13) für drahtlose Tonübermittlung versehen. Die Gespräche werden als elek-


Abb. 13. Antennen für Zugtelephonie auf dem Dach zweier D=Wagen.

trische Wellen von geringer Intensität, aber nicht zu kleiner Länge auf die neben den Gleisen her laufen=

den gewöhnlichen Telephon- oder Telegraphenleitungen übertragen, ohne daß der auf ihnen in Gang befindliche Drahtverkehr dadurch irgend eine Einbuße erleidet, so wenig wie die Treibkraft eines Wasserlaufes durch die Wellen, die ein hineingeworfener Stein dort erzeugt, oder die Treibkraft des Windes auf Windmühlen durch die Töne von Glocken, die er weiterträgt. So ist es möglich, daß man im fahrenden Schnellzug mit einem einige hundert Kilometer entfernten Freunde genau so zuverlässig und ungestört sich telephonisch verständigen kann, wie wenn man daheim an seinem Schreibtisch säße. Wie von Eingeweihten versichert wird, soll diese wertvolle Einrichtung schon bald der allgemeinen Benützung übergeben werden.

Es darf jedoch nicht versäumt werden, die Grenze zu betonen, die nach dem heutigen Stande der Technik der drahtlosen Telephonie gezogen ist und wenig Aussicht bietet, daß man sie in näherer Zeit überschreitet. Diese Grenze ist die Unmöglichkeit, drahtlose Telephongespräche bei der Übermittlung geheim zu halten. Die „gerichtete", das heißt genau nach einer vorauszubestimmenden Stelle wirkende drahtlose Telephonie dürfte, wenn überhaupt, so erst nach vielen Jahren zähester Forscher- und Erfinderarbeit möglich werden, und selbst dann werden die in derselben Richtung liegenden Zwischenstationen immer noch die Gespräche mithören können, denn die elektrischen Wellen breiten sich nach allen Seiten gleichmäßig aus. Für den Geschäftsmann ist aber die Geheimhaltung seiner Mitteilungen in vielen Fällen genau so wichtig wie für die Kriegführung. Also wird für diese beiden wichtigsten Benützer des Telephons der bisher übliche Drahtverkehr in absehbarer Zeit nicht durch den drahtlosen ersetzt werden können. Wozu sich letzterer dagegen

vorzüglich eignet, das sind sogenannte Rundnachrichten, also allgemeine Mitteilungen der Regierung oder Korrespondenzbüros an die Zeitungen, ferner Zeitsignale, Wetternachrichten, der Verkehr von Schiff zu Schiff und mit dem Festland, die Verbindung mit Forschungsexpeditionen in abgelegenen Erdgegenden, Hilferufe in Seenot, Meldungen der Ergebnisse von Sportveranstaltungen an interessierte Kreise und vieles andere mehr. Mit dem eingangs erwähnten Taschenapparat, der gestattet, zu beliebiger Stunde von Berlin einen Freund hoch oben in den Anden oder am Tanganjikasee anzurufen und mit ihm vertraulich über wichtige gemeinsame Pläne zu plaudern, ist es demnach vorläufig noch nichts. Das hindert indes nicht, den beschriebenen neuesten Leistungen unserer deutschen Elektrotechnik alle Anerkennung zu zollen. Sie sind doppelt verdienstlich gerade in der jetzigen Zeit, da sie wertvolle Aufträge aus dem Ausland und damit neue Arbeit für fleißige deutsche Hände bringen.

Rettung und Bergung aus Seenot

Von Gregorius Marschner / Mit 8 Bildern

Die deutschen Küsten der Nordsee bis zur Nordspitze Jütlands sind von jeher der Seeschiffahrt gefährlich gewesen, teils wegen der rauhen Wetterverhältnisse, teils wegen der eigenartigen Beschaffenheit des Strandes. Die ganze Küste Ost- und Westfrieslands ist flach und hat viele Kilometer in See hinaus vorgelagert die sogenannten Watten, das sind Sandbänke, die nur bei Flut überspült sind, bei Ebbe aber trocken liegen. Schon Tacitus schreibt von diesen schlimmen Küstenverhältnissen Nordgermaniens, daß hier Land und Wasser ineinander übergehen, so daß der Schiffer nie wisse, auf wie weit er mit seinem Schiffe sich dem sichtbaren Lande nähern dürfe. Die Watten oder das Wattenmeer sind daher seit alters her der Schauplatz außerordentlich vieler Schiffstrandungen gewesen. Es gibt Karten, in die man mit schwarzen Punkten die Stellen vermerkt hat, auf denen in der Nord- und Ostsee Schiffe durch Strandungen verloren gegangen sind. In der Jammerbucht auf der Nordwestseite der jütischen Halbinsel zeigen diese Karten Punkt neben Punkt, so daß man sie bei den Seeleuten Kaviarkarten nennt. Während man in unserer Zeit durch allerlei Vorkehrungen bemüht ist, die Schiffsverluste infolge Strandungen zu verhindern, nahm man früher einen anderen Standpunkt ein. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde von den Pfarrern der friesischen und schleswig-holsteinischen Küstenplätze beim Gottesdienst im allgemeinen Gebet eine Fürbitte an Gott um Segnung des Strandes gerichtet, das heißt, man bat um

recht ergiebige Strandungen, da die Bergung des Strandgutes eine wichtige Einnahmequelle für die Gemeinden war. Diese eigenartige Auffassung von den Pflichten des Christen gegenüber dem in Seenot befindlichen Nächsten war allgemein, ja man scheute sich nicht, wenn es irgend-



Versteigerung geborgenen Strandgutes.

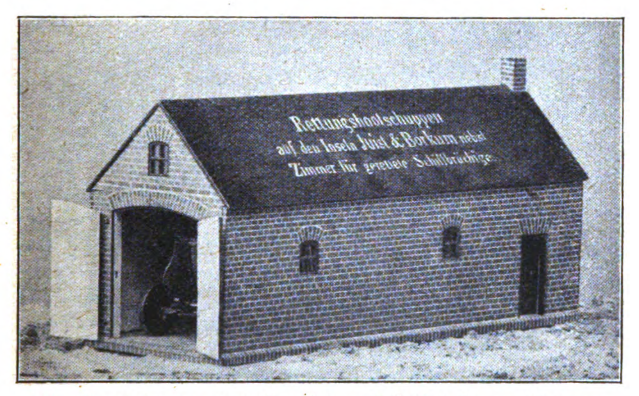
wie sich machen ließ, der drohenden Strandung eines Schiffes noch nachzuhelfen, damit die erhoffte Strandbeute nicht verloren ging. So wird in alten Chroniken öfter berichtet, daß ein Schiff, das nachts bei Sturm in die Nähe der Watten geraten war, dadurch irregeleitet wurde, daß man ein Pferd mit einer starken Laterne auf dem Rücken am Strande entlang trieb. Die Leute auf dem mit Sturm und Wogen kämpfenden Schiff glaubten in dem sich bewegenden Licht ein in tiefem Wasser schwimmendes Fahrzeug zu sehen; statt sich von diesem, also dem gefährlichen Strande, abzuwenden, hielt man auf

das Licht zu und kam zur Strandung. Die Strandbewohner hatten nun das Schiff, wo sie es haben wollten, und da nach der damaligen Gesetzgebung ein am Strande verloren gegangenes Schiff als Strandgut Eigentum der betreffenden Gemeinde wurde, konnte man am Morgen in aller Ruhe an die Bergung der Ladung und des meist recht wertvollen Schiffsinventars gehen. Noch heute sieht man in manchen Küstengemeinden Häuser, die innen und außen mit allerhand Wrackteilen ausgestattet sind.

Um das Schicksal der in Seenot befindlichen Schiffsmannschaft kümmerte man sich wenig. Dieses barbarische Strandrecht ist heute in allen zivilisierten Staaten abgeschafft, und es steht jetzt den Bergern von Strandgut nur noch ein Anspruch auf angemessene Vergütung für ihre Tätigkeit zu. In Deutschland ist das fragliche Verhältnis außer durch das Handelsgesetzbuch durch die Deutsche Strandordnung vom 17. Mai 1874 einheitlich geordnet. Danach sind Strandämter eingerichtet, und jeder, der ein auf Strand geratenes oder unweit desselben in Seenot befindliches Schiff wahrnimmt, muß dies sofort dem Strandvogt oder der nächsten Gemeindebehörde mitteilen. Die Leitung der Rettungs- und Bergungsarbeiten liegt dem Strandvogt ob. Wer Seeauswurf, strandtriftige, versunkene oder seetriftige Gegenstände birgt, hat gleichfalls der nächsten Strandbehörde Anzeige zu machen. Kann der Eigentümer des aufgefundenen Strandgutes nicht ermittelt werden, so tritt ein Aufgebotsverfahren ein; versunkene oder seetriftige Gegenstände werden im gegebenen Fall dem Berger überwiesen.

Das Deutsche Handelsgesetzbuch unterscheidet Bergung und Hilfeleistung in Seenot, wobei den Rettern ein Berge- oder Hilfslohn gewährt wird. Die Höhe des

Bergelohns unterliegt der Vereinbarung, soll aber ein Drittel des Wertes der geborgenen Waren und Gegenstände nicht übersteigen. Erfolgt die Rettung oder Bergung durch ein anderes Schiff, so erhält mangels anderer Vereinbarung der Reeder die Hälfte, der Kapitän ein Viertel und die Schiffsmannschaft nach Verhältnis ihrer Heuer (Lohn) das letzte Viertel der Vergütung. Während

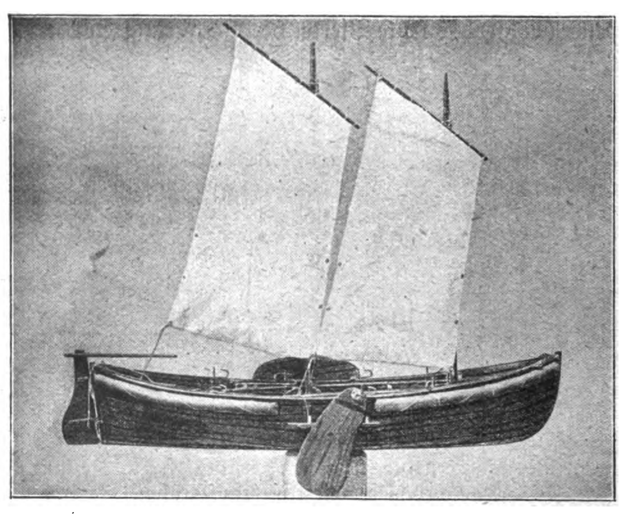


Ein Bootschuppen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger mit Unterkunftsraum.

in Deutschland der Hilfslohn niedriger zu bemessen ist als der Bergelohn, kennt beispielsweise das englische Recht darin keine Unterscheidung; aus der Errettung von Menschenleben aus Seenot ist also nach englischem Gesetz gleichfalls eine Entlohnung abzuleiten, während in Deutschland für die Rettung von Personen eine Vergütung nur gewährt wird, wenn aus derselben Gefahr auch Sachen geborgen oder gerettet sind. Holland und Frankreich folgen in ihrer Rechtsauffassung hierin dem deutschen Standpunkt.

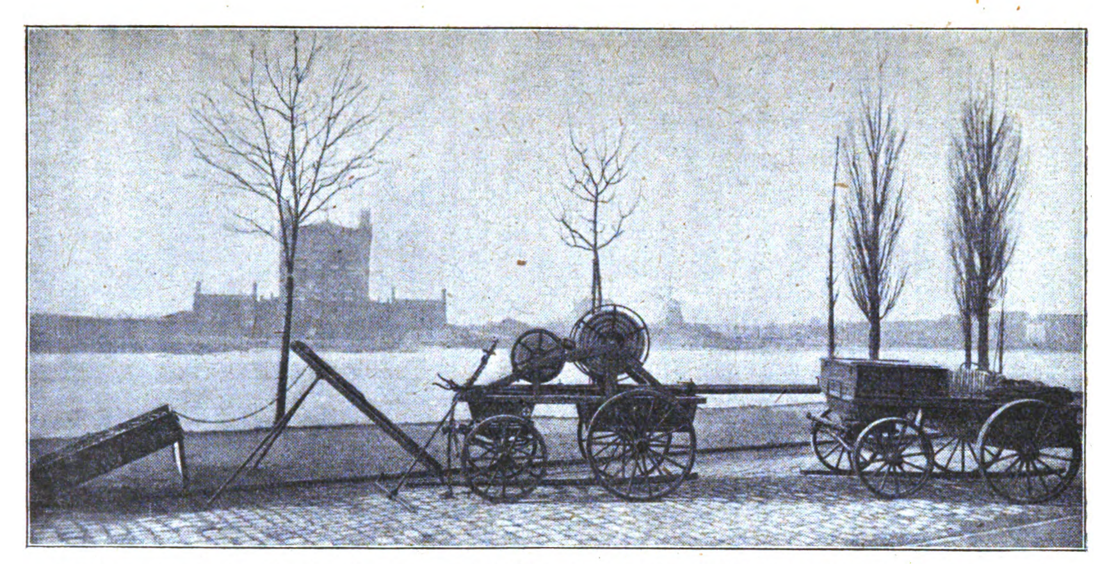
Die Rettung aus Seenot wird also in Deutschland

als sittliches Gebot der Nächstenliebe und nicht als Geschäft aufgefaßt. Aus dieser Anschauung heraus ist die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger entstanden, die als nationales Institut nach langen Bemühungen, die besonders von Bremen und Vegesack aus-



Modell eines für Rudern und Segeln eingerichteten Rettungsbootes mit Seitenschwertern.

gingen, 1865 zu Kiel gegründet wurde. Sie vereinigt in sich sämtliche der zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gegründeten Rettungsvereine der deutschen Küsten. Bremen ist Sitz der rund sechzigtausend Mitglieder umfassenden Gesellschaft. Die Verwaltung der Stationen erfolgt durch vierundzwanzig Küstenbezirksvereine. Die Ausgaben werden bestritten durch Mitgliederbeiträge, Zinsen und Stiftungen und aus den Erträgnissen der Sammelbüchsen, die in Gestalt kleiner

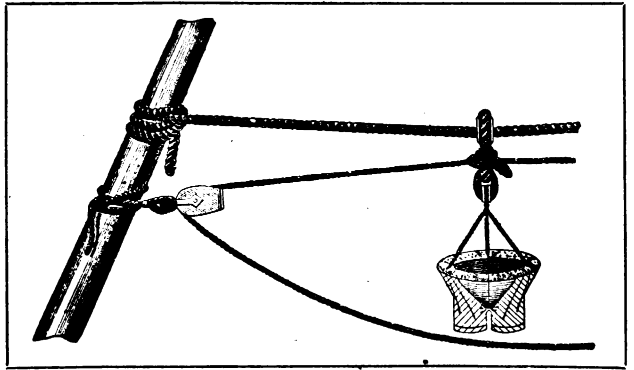


Raketenapparat der Station Cranz an der Ostsee; Kasten mit Schießleine, Raketenbock, Wagen mit Jolltau und Rettungstau, Wagen mit Tauwerk für die Hosenboje.

Rettungsboote in Bahnhöfen und zahlreichen öffentlichen Gebäuden angeschlagen sind, an denen aber leider die meisten Menschen achtlos vorübergehen, ohne ihr Scherflein für das gute Werk der Gesellschaft beizusteuern, denn aus den Sammelbüchsen wurden jährlich nur etwa 25 000 Mark entnommen.

Gegenwärtig gibt es an den deutschen Küsten 140 Rettungstationen, davon 77 an der Ostsee und 63 an der Nordsee; 54 dieser Stationen sind mit Rettungsboot und Raketenapparat ausgerüstet, 57 sind nur Boots-, 19 nur Raketenstationen. Bisher sind durch den Verein zur Rettung Schiffbrüchiger weit über dreitausend Personen gerettet worden. Die Rettungsboote an den deutschen Küsten sind zumeist nach dem System Francis gebaut, aus gewelltem Stahlblech, von großer Leichtigkeit, eine Eigenschaft, die durch die Beschaffenheit der deutschen Küsten bedingt wird. Gilt es doch, das Boot auf einem dazu konstruierten Wagen von dem Bootschuppen bis an den Strand zu transportieren, meistens über Dünen und hügeliges Strandgelände hinweg. Die Boote sind zum Rudern und Segeln eingerichtet und besitzen außerordentlich hohe Seeeigenschaften. Seit Bestehen des deutschen Rettungswesens zur See sind nur sechs Unglücksfälle mit den Booten vorgekommen. Für Küstenplätze, wie Kuxhaven und Büsum, wo die Strandungstellen weit von der Rettungstation entfernt sind, hat man gedeckte Rettungsboote eingeführt, die Kuttertakelung tragen, nur segeln und groß genug sind zum Übernachten der Mannschaft. In neuester Zeit werden in England auch Rettungsboote mit Dampfbetrieb an gefährlichen, weit vom Lande liegenden Stellen benutzt, die sich gut bewährt haben sollen. Die größte Schwierigkeit bei dem Rettungswesen zur See liegt in dem Zuwasserbringen

des Bootes durch die Brandung, das große Kraftanstrengung der rudernden Mannschaft und äußerste Geschicklichkeit des Steuerers erfordert. Wenn es in tiefem Wasser angelangt ist, gibt es kaum noch ein Hindernis für das Rettungsboot, um bis zum Wrack zu gelangen. Vielfach sind die Boote unversinkbar und unkenterbar, trotzdem ist es häufig genug vorgekommen, daß die ganze Mann-



Steertblock mit Hosenboje.

schaft durch eine Sturzsee über Bord gespült wurde. Angeseilt und mit Schwimmgürteln ausgestattet, ist sie aber in wenigen Minuten wieder an Bord. Freilich erfordert ihr Dienst in Winterkälte und Sturm kernige Gesundheit und große Gewandtheit, Eigenschaften, die man bei niemandem so ausgebildet findet, wie bei dem Seemann. Erst am Wrack angelangt, beginnt das schwierige Werk der Bergung seiner Mannschaft, die oft stundenlang dauert. Das Rettungsboot wird zu dem Zweck auf der Leeseite (der dem Winde abgekehrten Seite) am Wrack festgebunden und nun werden die Leute einzeln, meist angeseilt, da sie oft genug ins Wasser springen müssen, an Bord geholt.

Liegt das Wrack nahe genug am Strand, so tritt statt des Rettungsbootes der Raketenapparat in Tätigkeit, mit dem man eine Leine zu dem Wrack schießt, wenn es nicht weiter als vierhundert Meter vom Strand entfernt ist. Diese Rakete wird von einem Bock aus in einem



Transport eines Rettungsbootes durch die Dünen.

Winkel von fünfundvierzig Grad abgeschossen; sie trägt an ihrem Stabe eine Kette, an der eine neun Millimeter durchmessende, über eine Rolle ablaufende Leine befestigt ist. Hat die Rakete das Schiff erreicht, so ziehen die Schiffbrüchigen an der dünnen Leine ein etwas dickeres Tau (Jolltau) zu sich, das durch einen Steertblock (Flaschenzugskloben mit Befestigungstrick) läuft, und befestigen diesen so hoch wie möglich am Schiffe. Die Rettungsmannschaft am Lande zieht dann von dem Jolltau das eigentliche, drei Zentimeter dicke Rettungstau



Inseebringen eines schweren Rettungsbootes durch die Brandung.

nach dem Schiffe, wo es von der Schiffsmannschaft über dem Steertblock befestigt wird. Hierauf setzt man es am Lande mittels eines Flaschenzugs so straff wie möglich und erhöht es noch durch Unterschieben eines Blocks. Auf das Rettungstau ist die Hosenboje gestreift, eine kurze,



Feuerzeichen auf einem gestrandeten Schiff.

starke Segeltuchhose an einem Korkringe; sie wird mit dem Jolltau auf dem Rettungstau entlang von den Leuten am Lande nach dem Schiffe gezogen und die schiffbrüchige Mannschaft einzeln mit ihr an Land gebracht. Der ganze Raketenapparat ist auf zwei Wagen untergebracht. Die dünne Schußleine ist in besonderen

Kästen um glatte, konische Pflöcke aufgewickelt, damit sie beim Abfeuern glatt ausläuft. Jolltau und Rettungstau bestehen aus Manilahanf, der so leicht ist, daß er auf dem Wasser schwimmt.

Manche Bootstationen sind noch mit Ankerraketen ausgerüstet. Bei schwerer Brandung wird eine solche mit Anker versehene Rakete in See hinausgeschossen; die Rettungsboote kämpfen sich dann an ihrer mit dem Anker verbundenen Leine durch die Brandung.

Gelingt es dem Rettungsboot nicht, näher als fünfzig Meter an das Wrack vorzudringen, so schießt es mit der an seinem Bug befestigten sogenannten Cordesschen Büchse ein Wurfgeschoß dahin, an dem eine Leine befestigt ist; mit letzterem zieht dann die Schiffsmannschaft das Boot zu sich heran.

Nicht selten sind die Fälle, wo ein Schiff bei Flut festkommt; dann ist freilich das Schiff zumeist verloren, die Mannschaft kann sich aber nach eingetretener Ebbe häufig genug trockenen Fußes an Land retten. So erfolgte die Rettung der Besatzung des deutschen Kanonenbootes „Adler", das am 15. März 1889 bei Apia in einem Taifun hoch auf den Strand geworfen wurde, am nächsten Morgen bei Ebbe ohne jede Schwierigkeit.

Selbstverständlich ist durch internationale Vereinbarung das Signalwesen für Schiffbrüchige geregelt. Flaggensignale, drahtlose Telegraphie, Leuchtsignale und Kanonenschüsse sind überall angewendete und verstandene Mittel, wenn sich ein Schiff in Seenot befindet.

Feindseligkeit gegen Neuerungen

Von Bodo Ludlof

In jedem Jahrhundert herrschten unter den Menschen andere Vorurteile, und das wird wohl auch künftig nicht anders sein. Kaum eine Neuerung, gleichviel auf welchem Gebiete, ward ohne Kampf zur Einführung gebracht, und in vielen Fällen gelang es den Männern, die sich zuerst dafür einsetzten, nicht, ihre Gedanken zu verwirklichen. Nicht selten blieb es späteren Geschlechtern vorbehalten, sich mit den Ideen und Erfindungen von Männern zu befassen, die zu ihrer Zeit vergeblich bemüht waren, Verständnis dafür zu finden. Wenn es sich um ungewöhnliche Neuerungen handelte, verhielten sich häufig Gelehrte und Laien in gleicher Weise ablehnend und geradezu feindlich, so daß man nicht behaupten kann, ein größeres Maß von Wissen und Bildung bewahre in höherem Grade vor falschen Urteilen über Wert oder Unwert neuer Erfindungen oder Entdeckungen. Zwischen der Durchschnittsmasse und ihrem Verhalten in solchen Fällen und dem der Gelehrten besteht ein Unterschied nur in der Art der Begründungen ihrer Abwehr und den Formen, in denen sie ihrer Mißstimmung Ausdruck verleihen.

So gelangte auch die Anlage von Blitzableitern im schweren Kampf gegen Unverstand und Aberglauben zur Durchführung. Und wenn auch der heutige Bauer keine Kenntnis der naturwissenschaftlichen und physikalischen Gründe besitzt, die zur praktischen Anwendung der Elektrizitätslehre führten, so weiß er doch den Wert eines Blitzableiters zu würdigen und verhält sich nicht mehr ablehnend dagegen. Die einst so schroff dagegen auf-

tretende öffentliche Meinung hat sich mit der Tatsache des hohen Wertes dieser Einrichtungen abgefunden und wendet ihre Mißstimmung gelegentlich anderen Neuerungen zu.

Der Amerikaner Benjamin Franklin, der anfänglich Buchdrucker war, beschäftigte sich mit elektrischen Erscheinungen und teilte seit 1747 einer Reihe von englischen und Gelehrten anderer Nationen eine Reihe neuer wichtiger Beobachtungen, Theorien und Nutzanwendungen mit, welche den Anstoß zu weiteren raschen Fortschritten der Elektrizitätslehre, zur Beschäftigung zahlreicher Forscher mit elektrischen Erscheinungen und zur Anlage der Blitzableiter gaben. Franklin spielte eine bedeutende Rolle in den Unabhängigkeitsbestrebungen der Neuen Welt von England, und so ehrte man ihn mit den Versen:

„Er entriß dem Himmel den Blitz,
Und den Tyrannen das Zepter!"

Der Philosoph Kant nannte Franklin den „modernen" Prometheus. Als Franklin in mehreren Briefen über seine neuen Beobachtungen und Anschauungen auf dem Gebiete der Elektrizität berichtete, las der Kaufmann Collinson als Mitglied der Londoner Royal Society diese Mitteilungen vor. Man fand sie aber nicht wertvoll genug, sie in den Veröffentlichungen der Gesellschaft abzudrucken. So erschienen die Briefe 1751 als besondere Schrift. Die französischen Gelehrten, mit Ausnahme Nollets, nahmen Franklins Ergebnisse lebhaft auf. Nun folgte auch in London die Anerkennung, und die Royal Society ernannte Franklin 1752 zum Ehrenmitglied. Nollets Einfluß war so stark, daß durch ihn die Anlage von Blitzableitern auf französischen Staatsgebäuden um dreißig Jahre verzögert wurde. Ihm wollte es nicht eingehen, daß ein amerikanischer Buchdrucker auf dem Gebiete der

Elektrizität etwas zu sagen habe. Dieser Physiker widersetzte sich der Anlage von Blitzableitern, erklärte sie für gefährlich, da sie den Blitz auf die Gebäude zögen, und meinte 1764, man solle es nur blitzen und donnern lassen, wie man es regnen lasse.

Seit 1752 waren viele Häuser in den amerikanischen Kolonien durch Blitzableiter geschützt. Man glaubte in diesen Anlagen die Ursache von Erdbeben zu erkennen und eiferte in Boston dagegen. Im Jahre 1769 war der Blitz in das Pulvermagazin zu Brescia gefahren und hatte 2060 Zentner Pulver entzündet; damals wurde der sechste Teil der Stadt zerstört und dreitausend Menschen getötet. Die Wirkung dieses Ereignisses auf die Zeitgenossen war ungeheuer. In England gab es damals bei Purfleet an der Themse fünf nahe beieinander gelegene Pulvermagazine, von denen jedes einzelne größer war als die bedeutendsten derartigen Anlagen in Europa. Trotzdem Blitzableiter seit 1752 bekannt waren, entschloß man sich doch in England erst zwanzig Jahre später, zum Schutz dieser gefährlichen Magazine etwas zu tun. Der erste Blitzableiter in Europa war 1760 in England errichtet worden, und zwar auf dem neuerbauten Leuchtturm bei Plymouth, nachdem der frühere hölzerne Turm, vom Blitz getroffen, abgebrannt war.

Als man im Jahre 1777 auf dem wiederholt vom Blitz getroffenen Kirchturm zu Siena eine Ableitung errichtete, rottete sich die Bevölkerung zusammen und verwahrte sich gegen die Neuerung, die man als „Ketzerstange" bezeichnete. Zu ähnlichen Unruhen kam es auch an anderen Orten.

Voltaire besaß in Frankreich den ersten Blitzableiter, doch durfte er ihn mit Rücksicht auf seine Nichte, die diese Neuerung für gefährlich hielt, nicht auf dem Hause an-

bringen lassen, sondern in einiger Entfernung davon. Um 1780 setzte Vissery de Bois Valle von St. Omer einen Blitzableiter auf sein Haus. Er hatte dabei nicht an seine Nachbarschaft gedacht, denn es kam von dieser Seite zur Klage. Das Urteil lautete, der Blitzableiter müsse wieder abgenommen werden!

Es berührt eigen, den späteren Revolutionsmann Robespierre als Verteidiger dieser Anlage kennen zu lernen. Da der Verurteilte sich nicht zufrieden gab, kam es 1783 zu einer neuen Verhandlung, wobei Robespierre zwei große Reden hielt. Der erste Richterspruch wurde aufgehoben und die Wiederaufrichtung erlaubt.

Der Kanonikus Prokopius Divisch in Brenditz in Mähren hatte eine von ihm als meteorologische oder Wettermaschine bezeichnete Vorrichtung, die Gewitter zu zerstreuen, in der Nähe des Pfarrhauses aufgestellt. Dieser Apparat wurde 1760 von den Bauern vernichtet, da sie ihn für die Ursache der Trockenheit des vorausgegangenen Jahres hielten. Die Neuaufrichtung wurde Divisch nicht genehmigt. Vorurteil und Aberglaube erwiesen sich als stärkere Mächte. Von den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts bis an dessen Ende mußten die größten Anstrengungen unternommen werden, um den starken Widerstand der Massen gegen die Anlage des Blitzableiters zu überwinden. Damals waren katholische Geistliche vielfach Lehrer der Naturwissenschaft und in diesen Kreisen fanden sich die Hauptagitatoren für die Anlage der Blitzableiter sowohl bei uns als auch in Frankreich und Italien. So verdankt man seit 1769 besonders in Deutschland dem Abt Felbiger zu Sagan in Schlesien die rasche Entwicklung des Blitzableiterwesens. Als weiterer Hauptförderer ist der kurpfälzische Hofkaplan Jakob Hemmer in Mannheim anzuführen, der

1776 die ersten Blitzableiter in der Pfalz errichtete. Für die damalige Zeit ist es besonders bedeutsam, daß sich unter den Elektrikern nur ein Fachgelehrter befand: Canton, der Direktor einer Schule war. Watson war Apotheker und Arzt, Wilson Maler, Nairne Mechaniker, Prießley Geistlicher, Henley Leinwandhändler, Delaval, Mahon-Stanhope waren Privatleute und Cavallo war ursprünglich Kaufmann. In Frankreich, Italien und Deutschland waren es zumeist Professoren, wenn auch vielfach aus dem katholisch-geistlichen Stande hervorgegangen.

In Deutschland zeigten sich nach dem achtzehnten Jahrhundert bedeutende Fortschritte im Blitzschutzwesen und dessen praktischer Anwendung. Wenn im Jahre 1885 in England noch mehr als die Hälfte der öffentlichen Gebäude ohne diesen Schutz waren, so wird diese auffallende Tatsache nach Meidingers Urteil nur daraus erklärbar, daß im Vergleich zu Deutschland die Förderung seitens der englischen Gelehrten sowohl durch praktische Anwendung als durch literarische Befürwortung geringer war.

Nun sind diese Schutzvorrichtungen nicht mehr zu entbehren. Wo sie richtig angelegt wurden, tragen sie zur Sicherung und Erhaltung des Nationalvermögens ebenso bei wie zum Schutz privaten Besitzes. Ländliche Gebäude sind bedeutend mehr gefährdet als städtische, was zumeist auf die häufig isolierte Lage der ersteren zurückzuführen ist. Zündend wirken Blitze größtenteils nur auf Scheunen und Ställe ohne Blitzableiter, von den nichtzündenden entfällt nach Statistiken die überwiegende Anzahl auf Wohnhäuser, Kirchen und ähnliche Bauten, die mit Blitzableitern versehen sind.

Im achtzehnten Jahrhundert dehnte man die Schutzvorrichtungen gegen Blitzschlag weiter aus, als dies in

der späteren Zeit der Fall war. Man schlug vor, Schilderhäuser, Schäferkarren und Reisewagen mit Ableitern zu versehen. Auch für Reisende, die zu Pferd unterwegs sein mußten, gab man besonders konstruierte Schutzvorrichtungen an. Auch Regenschirme gab es zu jener Zeit, die mit Sicherungen vor Blitzschlägen versehen waren.

In der heutigen Zeit, da jeder Verlust durch Blitzschlag, sei er nun durch mehr oder weniger große Sachbeschädigungen oder Brände hervorgerufen, von schwerwiegendsten volkswirtschaftlichen Folgen ist, wäre es frevelhafter Leichtsinn, den Schutz vor Blitzschlägen zu versäumen. Der Aberglaube hat auf diesem Gebiete nichts mehr zu bedeuten, viel eher wäre es Sorglosigkeit, der öffentliche und private Werte dann zum Opfer fallen könnten, wenn man sich dieser Einrichtung zu ihrer Sicherheit nicht bedienen würde.

Unser drittes Preisrätsel



Wir bitten unsere Leser, die auf der zweiten Anzeigenseite vor dem Text dieses Bandes befindlichen Mitteilungen über die Bestimmungen für die Einsendung der Lösung unseres dritten Preisrätsels und die Zuteilung der Preise beachten zu wollen

Die Auflösung des ersten Preisrätsels lautet:

Schau nicht über dich, sondern unter dich.

Die des zweiten:

Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz.

Preisträger unserer beiden Rätsel:

Den 1. Preis zu 300 Mk. erhielt:

Ingenieur Kurt Kusch, Breslau.

Den 2. und 3. Preis zu je 100 Mk. erhielten:

Buchhandlungsgehilfe A. Eppinger, Stuttgart, und Frieda Marschner, Sebnitz i. S.

6 Preise zu je 50 Mk.:

Else Rößner, Jägerndorf; Ernst Witte, Nordhausen; Saitenfabrikant Gumal Grünert, Zwota i. S.; Frau Johanne Wimmer, Dresden; Adolf Kötz, Elberfeld, und Walter Grimmer, Altona-Bahrenfeld.

20 Preise zu je 30 Mk.:

Frau Charlotte Schmidt, Weimar; Rittergutsbesitzer Prox, Zentendorf b. Penzig; Leopold Hauber, Graz; Frau A. Sußmann, Oldenburg; Katha Kuhn, Neßlau, St. Gallen; Verlagsbuchhändler Ferdinand Pomaßl, Sternberg; Lehrerin Mathilde Blatterspiel, Ludwigshafen a. Rh.; Lehrer Julius Friedrich, Görkau in Böhmen; Fabrikant Hermann Quelle, Nordhausen; Oberbriefträger Heinrich Müller, Schneeberg; Beamter Friedrich Schubert, Alpina-Poremba, Öst.-Schl.; Steuersekretär Kurt Hille, Dresden-N.; Margarete Siegmund, Berlin; Anneliese Beykuffer, Celle; Eisenbahninspektor Joseph Schäffer, Veitshöchheim; Paul Koch, Bremen; Willi Etzler, Altenburg, S.-A.; Zigarrenhändler Karl Schneider, Bad Harzburg; Fabrikbeamter Heinrich Weinl, Neudeck b. Karlsbad; Kaufmann Paul Gruß, Chemnitz.

30 Preise zu je 20 Mk.:

Ilse Hietscholð, Leipzig; Dr. Viktor Neugebeuer, Olmütz; Rechtsanwalt Heinrich Wening, Weiden; Anna Husten, München-Gladbach; Frau Dr. Welz, Luzern; Erna Skala, Budweis; Postbote August Müller, Hanau; A. Gondolf, Kassel; Lehrer Gerhard Tischer, Mühlhausen i. Th.; Photograph Hans Stahl, Marburg a. d. L.; Direktor Eugen Schnaith, Tübingen; Paul Koschara, Dortmund; Fachlehrer Albert Armann, Weißensulz; Joseph

Rupprecht, Rückers i. Schl.; Lehrer Georg Seifert, Görschnitz; Bauwerkmeister Gebhard Negele, Ravensburg; Lehrer Franz Behak, Kunnersdorf b. Zwickau; Vertreter für Maschinen J. F. Loleit, Perleberg; Charlotte Heinzmann, Kötzschenbroda; Frau Klingelmeyer, Gießen; Valli Krüger, Berlin; Margarete Schlosser, Rio de Janeiro; G. Ehrlich, Greifswald; Frau Emma Meigen, Wickede-Asseln; Frau Oberpostsekretär E. Schneider, Schmalkalden; Verlagsgehilfe Julius Buchhein, Gotha; Anna Göcking, Altstedten-Zürich; Kaufmann G. Heinze, Frankfurt a.d.O.; Friseur Albert Hebecker, Aue; Rudolf Pfeiffer, Burgstädt.

37 Trostpreise

Außerdem stehen 37 Trostpreise nachstehend verzeichneten Einsendern richtiger Lösungen beider Rätsel, auf die beim Auslosen kein Preis gefallen ist, zur Verfügung, und zwar

nach Wahl je ein gebundenes Buch,

entweder ein Roman von Marie Bernhard, W. Heimburg, A. von Perfall, E. Werner, oder ein Band der Kameradbibliothek (für Knaben), oder ein Band der Kränzchenbibliothek (für Mädchen), oder 2 Bände der Universalbibliothek für Jugend und Volk:

Lehrer Valentin Deinlein, Kulmbach; Rudolf Berndt, Jannowitz i. R.; Lokomotivführer Max Köhler, Holzminden; Lehrer Karl Ritz, Petersberg b. Fulda; Willi Sünkel, Halle a.d.S.; Karl Rathjen, Lübeck; Robert Müller, Barmen; Ewald Stüber, Mannheim; Postsekretär Wilhelm Beutel, Hanau; Telegraphengehilfin Meta Koppe, Magdeburg; Rudolf Petermann, Chemnitz; Richard Quiel, Weimar; Kaufmann Paul Sixdorf, Aschersleben; Rudolf Kretzschmar, Dresden-A.; Sekretär Willy Hörold, Unterpörlitz b. Ilmenau; Richard Rettig, Berlin; G. Leuschner, Stolp i. P.; Robert Kretz, Zürich; Klara Kleinhempel, Chem itz; Max Voigt, Brauerei Feldschlößchen, Chemnitz; Maurermeister Bruno Picard, Schlotheim i. Th.; Eisenbahntechniker Heinrich Eiffert, Waldorf i. Hessen; Amtssekretär M. Rasim, Bitschin, Bezirk Oppeln; Frau Frieda Klewe, Berlin-Pankow; Techniker Georg Klemm, Roth b. Nürnberg; Frau Olga Hertel, Görlitz; Wilhelm Lehnert, Nürnberg; Otto Schmidt, Plottendorf, Post Treben; Martin Schilling, Claußnitz; Karl Kurt Nestler, Raschau i. Erzgebirge; Frau E. Sieburg, Bockenem a. Harz; Landwirt Richard Kaethner, Bomst; Rechtsanwalt J. Henrich, Offenbach a. M.; Wilhelm Arnhold, Taquara, Rio Grande do Sul; Wilhelm Brennicke, Hannover-Linden; Frau Lotte Mayer, Falkenau a. Eger; Hilfspostmeister Max Lasse, Dresden-A.

Mannigfaltiges

Schwimmende Ausstellungen

Der Gedanke, Schiffe zu Ausstellungszwecken einzurichten, ist nicht erst in den letzten Jahren entstanden. Als man sich 1914 in San Francisco entschloß, eine Ausstellung abzuhalten, stellte C. H. Thewalt in Rio de Janeiro diesen Vorschlag zur Besprechung. Damals fand diese Idee wohl Anklang, kam jedoch nicht zur Ausführung. Nun rüstet man sich in Rio zu einer Zentenarausstellung als einem Teil der Veranstaltungen, mit denen man den Tag der Unabhängigkeitserklärung zu feiern gedenkt. Die Ausstellung soll 1923 stattfinden. Trotz der im allgemeinen nicht ungünstigen Stimmung, die in Rio für Deutschland herrscht, findet sich in einem Plane dieses Unternehmens für Deutschland in der Straße der Nationen kein Platz vorgesehen; man hat seitab von dieser Avenue einen am Meer gelegenen Raum von vierhundert Quadratmetern dafür in Vorschlag gebracht. Da an dieser Stelle Springfluten drohen, wird die Neigung, dort auszustellen, nicht besonders groß sein. Nach Thewalts Auffassung ist die rege Beteiligung Deutschlands an diesem Unternehmen sehr ratsam, da eine unverkennbare Vorliebe für den Handel mit uns in Brasilien besteht. Angesichts der räumlich ungenügenden Ausdehnung des Geländes wird nun abermals der Gedanke erwogen, einen Teil der Ausstellung auf einem Schiff einzurichten. Thewalt schreibt dazu: „Ein mittelgroßer Passagierdampfer, dessen Speisesaal als Vorführungsraum für deutsche Films, Farbstoffe, Vierfarbendrucke, Bücher, Gemälde, Beleuchtungskörper, Modewaren und anderes eingerichtet ist, um den sich vermietbare Ausstellerkabinen gruppieren, müßte, frei von Hafenabgaben, vor der Ausstellung verankert werden. Den Verkehr mit dem Lande müßten schnelle Motorpinassen, für die große Kauflust besteht, vermitteln. In dem Vorführungsraum könnten Experimentalvorträge in portugiesischer Sprache über medizinische und Nahrungschemie, Kühlvorrichtungen und

anderes mit Musikvorträgen auf deutschen Instrumenten und Phonolas abwechseln. Das Verdeck wäre als luftiges Restaurant mit Koſtraum für deutsche Getränke und Konserven mit allen Mitteln deutscher Raumkunst einzurichten. Für Kunstgewerbe, Spielwaren, Konservenindustrie wären besondere Abteilungen nötig. Die Zeitungen brachten unlängst die Nachricht, daß Holland ein derartiges Ausstellungsschiff durch die südamerikanischen Häfen senden wolle. Das könnte sich einem deutschen Schiff dieser Art auf der geplanten Ausstellung in Rio anschließen. Auch ein Luftschiff zu Spazierfahrten über der Bai und nach Petropolis würde ein gutes Zugstück sein, da man hier Lenkballons noch nicht gesehen hat. Das Schiff müßte zu Wasserlandungen eingerichtet sein und in einer geschützten Bucht unter Dach gebracht werden. Die atmosphärischen Verhältnisse sind hierfür sehr günstig und die Passagierfahrten würden voraussichtlich das Unternehmen gut rentieren."

Dieser aus Rio stammende Gedanke hat anderwärts schon seine Verwirklichung gefunden, so daß die Möglichkeit, ihn praktisch durchzuführen, erwiesen ist. Vor einiger Zeit ist in Neuyork eine Gesellschaft gegründet worden, die den großen Passagierdampfer „St. Louis" erworben hat, der nun lediglich zu Ausstellungszwecken umgebaut und eingerichtet wird. Auf diesem Schiff wird eine großangelegte Warenmesse zusammengebracht. Es werden darauf nach sorgfältigster Auswahl nur solche amerikanische Erzeugnisse zu finden sein, die sich zur Ausfuhr besonders geeignet erweisen. Es handelt sich um etwa vierhundert Artikel, für die man neue Absatzgebiete zu erschließen sucht. Diese „schwimmende Ausstellung" soll über die „gesamten Meere der Erde" ihren Weg nehmen. Das Ziel dieses Dampfers sind zunächst die verschiedenen großen Häfen. Im Plane dieser eigenartigen Einrichtung liegt es aber auch, daß man mit dem Schiff an anderen, vom Verkehr abgelegenen, zur Landung günstigen Stellen anzulegen gedenkt. Diese Absicht dürfte der Gesellschaft nicht geringen geschäftlichen Erfolg bringen, umso mehr als das Unternehmen auf einer bis ins kleinste durchgearbeiteten Propaganda planvoll aufgebaut ist. Am 25. Januar 1922 sollte der Dampfer „St. Louis" seine erste

Fahrt beginnen, um zunächst die Haupthäfen Südamerikas zu besuchen. Weiterhin war geplant, die Warenmesse nach Südafrika, Australien und Ostasien schwimmen zu lassen und dann durch den Suezkanal nach Europa und hierauf nach Amerika, dem Ausgangspunkt, zurückzukehren. Blüht diesem Unternehmen der erhoffte Erfolg, dann dürften künftig die „schwimmenden Ausstellungen" öfter wiederholt, vielleicht auch in europäischen Ländern eingeführt werden.

Mutet der Gedanke zunächst auch noch ungewohnt an, so darf wohl jetzt schon ausgesprochen werden, daß er Beifall finden wird. Die Besucher ersparen dabei Geld für größere Reisen und werden es freudig begrüßen, auf so bequeme Art mit Waren bekannt gemacht zu werden, die sie sonst nicht zu sehen bekämen. Daß diese Form des Ausstellungswesens sich einführen dürfte, beweist einstweilen die Einrichtung „schwimmender Theater", eine gleichfalls amerikanische Idee. In den Vereinigten Staaten gibt es zurzeit mehrere dieser für Theateraufführungen besonders umgebaute und eingerichtete Schiffe. Diese schwimmenden Theater befahren die großen amerikanischen Ströme und legen je nach Bedarf auf kürzere oder längere Zeit an einem für geeignet gehaltenen Platze an. Die Bewohner der größeren und kleineren an den Flüssen gelegenen Ortschaften, in denen es keine Theater gibt, besuchen gern die an Bord des Schiffes stattfindenden Vorstellungen.

Ob es dahin kommt, daß ein deutsches Ausstellungschiff zur Jahrhundertfeier in Rio de Janeiro zu sehen sein wird, ist zurzeit noch fraglich. H. Alt.

Das erste Bad

Wenn bei den Ostjaken eine Frau während der Reise gebiert, paddelt man ihr Kind sofort in Schnee ein, bis es zu weinen beginnt, dann erst nimmt es die Mutter an ihre Brust. Auch bei den Lappen reibt man die Neugeborenen mit Schnee ab. Bei dem Gebrauch kalten Wassers in solchen und anderen Fällen spielt das Klima keineswegs eine Rolle. Ein europäischer Reisender beobachtete ein Kind der Noziindianer, das in eisiger Winternacht in fließen=

des Wasser getaucht wurde und trotzdem prächtig gedieh. Man hatte es zur Erinnerung an die kalte Geburtsnacht „Schneeflocke" genannt. Die nordamerikanischen Indianerinnen benützen übrigens auch das Untertauchen ihrer Säuglinge unter kaltes Wasser, ja selbst unter das frisch aufgehackte Eis als Beruhigungsmittel.

Kalt gebadet wird das Neugeborene heute noch in der asiatischen Türkei, auch in Indien. Man ist dort der Meinung, das kalte, schreckende Wasser wecke die Seele des Kindes, die seit der letzten, irdischen Existenz in träumerischer Beschaulichkeit verharrte, ins volle Bewußtsein, damit sie von neuem eine Reihe von Prüfungen bestehen könne.

Dagegen legt die ungarische Zeltzigeunerin ihr Kindlein unmittelbar nach der Geburt in eine kleine, mit kaltem Wasser gefüllte Erdgrube. Manche Mutter steigt übrigens selbst mit dem Kinde in fließendes Wasser. So die Chilenin alter Zeit, ebenso die Samoanerin; auch die Kafferfrau wäscht sich zugleich mit dem Kleinen im Bache.

Unter den Völkern des Altertums war außer bei den alten Indern das kalte Bad der Neugeborenen auch bei der sogenannten „Urbevölkerung" von England, Deutschland und Italien üblich. Die alten Germanen erachteten jene des Lebens unwürdig, welche bei dieser Behandlung unterlagen.

Aber auch in Rom und Griechenland übte man den gleichen Brauch. Der berühmte Arzt Claudius Galmus eiferte dagegen und schrieb: „Kommt ein solches Kind mit dem Leben davon, so mag das ein Beweis für die Stärke seiner Natur sein. Aber welcher vernünftige Mensch, der kein wilder Szythe ist, wird mit einem Neugeborenen einen solchen Versuch wagen, der, wenn er mißlingt, nichts Geringeres als den Tod des Kindes zur Folge hat, und, wenn er gelingt, keine großen Vorteile bringt?"

Während wir heute eine Temperatur von achtundzwanzig Grad als die geeignetste für das erste Bad des Menschen halten, und das laue oder warme Neugeborenenbad auch sonst in der Welt die Regel ist, gibt es anderseits auch Völkerschaften, die in der Wärme des Guten zu viel tun und ihre kleinen Ankömmlinge beinahe „abbrühen". Das geschieht bei den Russen, den Ar-

meniern, den vornehmen Türken, aber auch bei afrikanischen Stämmen.

Außer gewöhnlichem reinen Quell-, Bach-, Fluß- oder Meerwasser verwendet man zum Erstlingsbad auch häufig künstlich gesalzenes Wasser. Die konservierende Wirkung des Salzes war dem Menschen seit alters aufgefallen. Das Salz spielte eine große Rolle im Kultus und galt auch als segensreicher Schutzstoff für die Neugeborenen. Die Kleinen wurden nicht nur in Salzwasser gebadet, sondern nach dem Bade mit Salz eingerieben. Man nennt die Armenier deshalb spöttisch „Gesalzene". Die Georgier lassen ihre neugeborenen Kinder vierundzwanzig Stunden in Salz liegen, in der Absicht, dadurch Hautausschlägen vorzubeugen. Im heutigen Griechenland bestreut man die Kleinen mit Salz. Das Einreiben mit Salz wurde in alter Zeit auch bei den Juden und den Arabern geübt. Das Bestreuen damit empfahlen die Ärzte im alten Rom, wo Salzbäder an der Tagesordnung waren.

Als Wunderlichkeiten des Erstlingsbades erscheinen Wein-, Milch- und Bierbäder. In Milch badet der Mongole seinen Sprößling. Weinbäder gab es im alten Rom und Griechenland, Bierbäder in Holland wie in Deutschland, wo als erstes Bad auch eine Mischung aus Wasser und Milch oder Wasser mit Pfirsichblütensaft oder Holdermus benützt wurde. Beliebt war auch eine Abkochung aus der grünen Rinde des Weidenbusches. Aber auch „symbolische" Zusätze erhielt das erste Bad. So schlug man gern ein frisches Ei hinein, was Fruchtbarkeit verleihen sollte. Außerdem legte man eine größere Silbermünze hinein, auf daß es dem Kinde später nicht am Notwendigsten fehle. Zunächst kam dieser Brauch der Hebamme zugute, die sich den Silberling fischen durfte. Im alten Indien wurde vor der Benutzung des ersten Badwassers Gold und Silber darin gekocht. K. v. J.

Vom Chinin

Das echte Chinin, das so viele Leiden gelindert hat, stammt aus der Rinde der Chinarindenbäume, von denen es im äquatorialen Südamerika an vierzig schwer voneinander unterscheidbare Arten gibt. Die wirksamste ist die des Regio-Chinarinden-

baumes mit weißer Blüte. Er kam ursprünglich nur in Peru und Bolivia vor. Die Hauptbezirke, wo die Bäume am besten gedeihen, heißen Yungas. Die Bewohner dieser Landstriche verhinderten lange Zeit jede Ausfuhr von Samen. Jeder Fremde wurde genau beobachtet. Samensammlern wurden ihre Samen ausgetauscht oder deren Keimkraft von den eigenen Dienern und Führern zerstört. Hierbei war nicht wirtschaftlicher Konkurrenzneid, sondern Aberglaube im Spiel. Diese Indianer glaubten fest daran, alle ihre eigenen Bäume würden unfehlbar zugrunde gehen, wenn durch Samen oder Pflanzen davon Chinarindenbäume auch in anderen Ländern angebaut würden.

Ein Engländer, Ledger, den Alpakaunternehmungen in Bolivia beschäftigten, hatte es sich zum Ziel gesetzt, Europa von dem Monopol Bolivias und Perus zu befreien. Während mehr als vierzig Jahren ging er diesem Ziele hartnäckig nach. Endlich fand er einen ihm treu ergebenen Indianer. „Manuel," sagte er zu ihm, „es kann sein, daß ich einmal Samen und Blüten von der berühmten weißblühenden Regiorinde zu einem Arzneimittel brauche. Ich verlasse mich darauf, daß Ihr mich nicht betrügen werdet." Manuel versprach es, denn er glaubte nie, daß Ledger Samen und Blüten zur Fortpflanzung verlangte. Er war überzeugt, sie seien zu einem bestimmten Mittel gegen eine Krankheit nötig. Trotzdem dauerte es noch über zwanzig Jahre, bis Ledger (1865) um zweihundert spanische Taler vierzig bis fünfzig Pfund Regio-Cinchonasamen erhielt. Wie gefährlich die Beschaffung des Samens war, geht daraus hervor, daß der Indianer Manuel mehrere Jahre später von den Eingeborenen der Yungas deswegen getötet wurde.

Ledger bot den Samen der englischen Regierung zur Anpflanzung in Indien an. Sie griff aber nur zögernd zu und nahm nur die Hälfte. Die andere Hälfte kaufte die holländische Regierung. Von diesem Samen stammen die berühmten Cinchonapflanzungen auf Zeylon und Java, die jetzt einen großen Teil der Welt mit Chinarinde versorgen. Durch sie sind Millionen den Bewohnern jener Gegenden in den Schoß gefallen, und der weißblühende Chinarindenbaum führt mit Recht den Namen „Ledgers

Chinarindenbaum". Die südindischen Bäume haben sich infolge der höheren Kultur prachtvoll entwickelt. Sie geben ihren Ahnen in der alten südamerikanischen Heimat nichts nach und übertreffen sie sogar noch, indem sie oft den außerordentlichen Betrag von elf bis dreizehn Prozent Chinin liefern.

Das Sammeln der Rinde macht übrigens große Schwierigkeiten. Sie wird in Streifen vom Stamm und von den Ästen abgezogen und an der Sonne oder über Feuer in besonders hierfür hergerichteten Schuppen getrocknet. Früher fällte man die Bäume, jetzt läßt man breite Rindenstreifen stehen, so daß sich die Rinde erneuern kann und der Baum am Leben bleibt. Die abgeschälten dünnen Rinden rollen sich in der Sonne zusammen. Ein Baum von zwanzig Meter Höhe und etwas über einen Meter Durchmesser liefert etwa zehn Zentner trockene Rinde.

Die zusammenziehende und fäulniswidrige Wirkung des Chinins stammt von der Chinagerbsäure. Dagegen beruht ihre fiebervertreibende und stärkende Kraft auf den Chinabasen. Auch äußerlich wurde das Chinin früher oft bei bösartigen Geschwüren, bei brandigen Wunden und ähnlichen Übeln angewendet. Innerlich genommen, verursacht es bei ständigem Gebrauch leicht Magendrücken und Unbehagen, eine nachteilige Eigenschaft, die dem künstlichen Chinin fehlt. Welche starke Konkurrenz das künstliche Chinin bedeutet, zeigt der Rückgang der Produktion Zeylons von 15 300 000 Pfund im Jahre 1886 auf 460 000 Pfund im Jahre 1900. Dagegen hat die Ausfuhr Javas zugenommen. Sie betrug 1900 nicht weniger als 12 677 000 Pfund. Aus den kleinen Anpflanzungen sind vier Millionen Bäume geworden. Dagegen liefert das äquatoriale Amerika jährlich nur noch etwa 500 000 Pfund an das Ausland. Durch unser Valutaelend bezahlen wir jetzt für das Chinin den 285fachen Preis! Dr. Fr.

Eine teuere Geige

Zu den berühmtesten Geigenbauern, dem „Vater der deutschen Geige", gehörte der 1621 in Tirol geborene Jakob Stainer, dessen Instrumente schon zu seinen Lebzeiten geschätzt und gesucht wurden. Heute zahlt man für eine echte Stainergeige ein Vermögen.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Böhmen ein Graf Wenzel von Trautmannsdorf, der als großer Musikfreund bekannt war. In seinen Diensten standen damals die berühmten Virtuosen Gebrüder Georg und Nikolaus Stetzitzky. Eines Tages wurde der Fürst Wenzel von Liechtenstein als kaiserlicher Botschafter nach Frankreich geschickt und erbat sich von dem Grafen die Gunst, daß die beiden Brüder ihn nach Paris begleiten dürften. Nun besaß Georg Stetzitzky, der als vortrefflicher Meister auf der Violine anerkannt war, nur ein mittelmäßiges Instrument. Damals weilte der italienische Virtuose Mauro Alessi als Gast bei dem Grafen von Trautmannsdorf. Dieser Künstler hatte mehrere Cremoneser Geigen bei sich, von denen er dem Grafen um keinen Preis eine ablassen wollte.

Da erschien im Hause des musikliebenden Grafen ein bejahrter Mann, der sich melden ließ, um ihm vorzuspielen. Er spielte so vortrefflich auf seinem Instrument, daß alle anwesenden Kenner behaupteten, diese Violine überträfe an Klangschönheit Mauro Alessis Cremoneser Instrumente. Noch während der Alte spielte, faßte der Graf den Entschluß, diese Geige für Stetzitzky zu kaufen. Er konnte den Augenblick, da der Alte aufhören würde, nicht erwarten und unterbrach ihn im Spiel. Da glaubte der alte Mann, seine Kunst hätte kein Interesse erregt, und geriet darüber in Mißstimmung. Als ihn der Graf zu beschwichtigen versuchte und ihm erklärte, er wolle seine Geige kaufen, erhielt er die Antwort: „Wenn ich meine Violine verlieren müßte, wäre auch mein Glück dahin, denn ich wüßte nicht, wie ich mich ohne diese Geige im Leben fortbringen könnte."

Nun erhielt er zuerst für das schöne Spiel fünfzig Dukaten. Dann begannen lange Unterhandlungen um den Besitz des Stainerschen Instrumentes. Der alte Musiker sollte dreihundert Gulden dafür erhalten und außerdem eine lebenslängliche Rente beziehen. Alle Jahre sollte er ein Kleid, täglich Kost, täglich eine Maß Wein und zum Nebentrunk jährlich zwei Fässer Bier, freie Wohnung, Holz und Licht, jeden Monat zehn Gulden dazu, jährlich sechs Scheffel Frucht und endlich so viele Hasen erhalten, als er für seine Küche nötig hätte. Nachdem dieser Vertrag ge-

schlossen war, spielte Georg Stetzitzky ein Solo auf dieser Geige, worauf er sie vom Grafen zum Geschenk erhielt.

Der alte Musiker war nun lebenslänglich versorgt und genoß sein Dasein noch über sechzehn Jahre. Aus der gräflichen Kasse hatte er während dieser Zeit 10 380 Gulden und 24 Kreuzer erhalten. Eine stattliche Summe für die prächtige Stainergeige. Nach dem Tode Stetzitzkys kam die auf so ungewöhnliche Weise erworbene Violine nacheinander in mehrere Hände. Im Jahre 1854 war sie im Besitz eines gewissen Chrönsel in Wien. E. Mol.

Lebendig begraben

Am 2. Juli 1893 erstattete der Missionar Morgenroth in Hokschuha einen Bericht, der ein erschütterndes Bild chinesischer Zustände bietet. Ein junger Mensch, der von Haus aus arm und dem Laster des Opiumrauchens ergeben war, stahl, um sein Verlangen nach dem besänftigenden Gift zu befriedigen, seinen nächsten Verwandten wiederholt notwendige Hausgeräte, die er dann verkaufte. Erbittert über diese Diebereien, ergriffen die Verwandten den jungen Menschen, hielten im Beisein einiger Dorfältesten Gericht über ihn und gelangten zu dem Urteil, er solle lebendig begraben werden.

Am sandigen Ufer des nahen Flüßchens wurde nunmehr eine Grube ausgehoben. Der Dieb wurde mit auf den Rücken gebundenen Händen hingeführt und ihm befohlen, sich mit dem Gesicht nach unten in die Grube zu legen. In dumpfer Ergebung folgte er dem Gebot. Nun warf man Erde auf den Unglücklichen und stampfte sie fest. Die schrecklichen Qualen des armen Menschen, der unter der Erde langsam ersticken mußte, kann man sich kaum entsetzlich genug vorstellen. Vor seinem schauerlichen Begräbnis setzte man ihm noch eine Henkersmahlzeit vor, die der Arme unberührt ließ. Bei diesem grausamen Akt waren zahlreiche Gaffer zugegen. Lachend erzählten die Zuschauer, daß der junge Bursche vor Angst nichts von den guten Speisen verzehrt habe. Einige Tage danach ließ ein reicher Verwandter des lebendig Begrabenen die Leiche ausgraben, in einen Sarg legen und an einer anderen Stelle beisetzen. Er hoffte damit ein gutes Werk zu

tun. Die Leute erzählten nachher, daß dies der dritte Mensch in ihrem Dorfe gewesen sei, den man lebendig begraben habe.

Manche der unverbesserlichen Opiumraucher, die durch ihre Leidenschaft zu Diebereien getrieben werden, macht man auch dadurch unschädlich, daß man ihnen mit einem hohlen Stück Bambus die Augen ausschlägt. K. Poh.

Im Zeitalter des „Betriebes"

Der im Elend gestorbene Dichter Leuthold, ein Schweizer, schrieb vor einigen Jahrzehnten die Verse:

Wir leben in einer herrlichen Zeit
Und alles treibt sich gewerblich;
Vermittels Gegenseitigkeit
Wird jeder Lump unsterblich.

Und wenn du eifrig darüber streichst,
So ähnelt dem Gold das Messing,
Und wenn du mich mit Goethe vergleichst,
Vergleich' ich dich mit Lessing.

Wenn Leuthold heute leben würde, fände er noch mit größerem Recht reichlichen Anlaß zu bitteren Worten, denn unsere Geschäftstüchtigen haben inzwischen gelernt, wie man auch das Unmögliche organisiert. Es gibt keinen Anlaß, der ihnen nicht die Möglichkeit böte, ein Geschäft daraus zu machen. Einen Beweis für die „Tüchtigkeit" dieser Unternehmer liefert Karl Kraus in seiner Zeitschrift „Die Fackel" nach einer geschäftlichen Ankündigung der „Basler Nachrichten". Man veranstaltet von der Schweiz aus „Schlachtfelderrundfahrten im Auto", „Reklamefahrten zum ermäßigten Preis von hundertsiebzehn Franken". Den Teilnehmern dieser Fahrten werden „unvergeßliche Eindrücke" garantiert, die ihnen „ohne jede weitere Auslage" geboten werden. In dieser programmäßigen Ankündigung heißt es: „Sie fahren im Schnellzug zweiter Klasse abends von Basel ab und werden am Bahnhof in Metz abgeholt und im Auto ins Hotel geführt und übernachten in einem erstklassigen Hotel. Bedienung und Trinkgeld sind im Preise inbegriffen. Sie erhalten am Morgen

ein reiches Frühstück, fahren dann in einem bequemen Personenauto in Metz ab und durch das Schlachtfeldergebiet von 1870/71 (Gravelotte). In Etain besichtigen Sie das Quartier des Kronprinzen und den Sitz eines großen deutschen Hauptquartiers, fahren weiter durch die zerstörten Dörfer in das Festungsgebiet von Vaux mit den riesigen Friedhöfen von Gefallenen. Weiter besichtigen Sie die unterirdischen Kasematten des Forts Vaux, besuchen das Ossuaire (Beinhaus) von Thiaumont, wo die Überreste der nicht feststellbaren Gefallenen fortwährend eingeliefert und aufbewahrt werden. Man gewährt Ihnen freien Eintritt in das Fort Douaumont. Dann fahren Sie am Ravin de la Mort entlang, an den Carrières d'Haudromont und am Train Sauveur vorbei, am Fuße der Côte du Poivre nach Verdun. Dort erhalten Sie im besten Hotel ein Mittagessen mit Wein und Kaffee, Trinkgeld einbegriffen, und fahren dann zurück durch das schrecklich verwüstete Gebiet von Haudiomont. Auf der Fahrt gelangen Sie wieder durch das Kampfgebiet von 1870/71 nach Gravelotte und Metz, wo Sie ein Diner mit Wein und Kaffee erhalten. Im Nachtschnellzug zweiter Klasse geht die Reise zurück nach Basel. Alles inbegriffen im Preise von hundertsiebzehn Franken. Anerkennungs- und Dankschreiben von früheren Reiseteilnehmern liegen in großer Zahl in unserem Büro aus."

Fast sollte man erwarten, daß den Teilnehmern an diesen „Reklamefahrten" auch noch irgendwelche Andenken „einschließlich Trinkgeld" verabfolgt werden. Dazu böte sich im Beinhaus von Thiaumont gewiß Gelegenheit, da dort ja fortwährend „Überreste" von nicht festzustellenden Gefallenen „eingeliefert" werden. Wozu die Sentimentalität! Man könnte mit solchen Gaben sicher das angenehme Gruseln von Menschen erregen, die sich nach so guter Verpflegung gewiß kräftig genug fühlen, einen kleinen Nervenchok angenehm zu empfinden.

Solche barbarisch anmutende „Unternehmungen" sind für alle Beteiligten ein charakteristisches Merkmal. Frankreich, dem an der Verewigung des Hasses offenbar alles gelegen ist, kommt solchen „Veranstaltungen" gerne entgegen. Man hat dort Ferienzüge für die Schuljugend „arrangiert", um die heran-

wachsenden Geschlechter dauernd in Stimmung zu halten. Leutbold ahnte nicht, wie weit man es im zwanzigsten Jahrhundert im „gewerblichen Betrieb" noch bringen würde. Vielleicht sind auch diese „Reklamefahrten" noch nicht der Gipfel der Schamlosigkeit und Verrohtheit. K. Kn.

Zivilisationsbarbaren

In wenigen Zeilen ist es nicht möglich, sich über die Todesstrafe zu äußern. Da und dort ist sie abgeschafft worden, und wo dies nicht der Fall ist, wird sie in einer Weise vollzogen, die fern von aller Gemütsroheit ist. Zu den seit alter Zeit bestehenden Anordnungen bei Hinrichtungen gehört die sogenannte Henkersmahlzeit. Drei Tage vor der Exekution durfte der Delinquent Wünsche äußern, die ihm, was Nahrung und Getränke angingen, meist bewilligt wurden. Gewünschte Speisen wurden nie versagt, nur die Absicht, sich sinnlos zu betrinken, pflegte man nicht zu unterstützen. Bemerkenswert ist es, daß im Durchschnitt die zum Tode Verurteilten keine übertriebenen Wünsche äußerten. Ihre seelische Verfassung machte die wenigsten geneigt, sich in den letzten Tagen leiblichen Genüssen hinzugeben.

Endlich erdachte man in Amerika in neuzeitlicher Gemütsbarbarei Hinrichtungen mit Musik und Kinovorführungen! So war kürzlich im New York Herald zu lesen, daß man in New Jersey die Neuerung getroffen hat, den Todeskandidaten, die zum elektrischen Stuhl verurteilt worden sind, vor dem Betreten der Todeszelle einige Musikstücke vorspielen zu lassen.

Da derartig „menschenfreundliche" Einrichtungen dazu geartet sind, Schule zu machen, beschlossen die Neuyorker Behörden, den zum Tod verurteilten Verbrechern vor ihrer Hinrichtung den Genuß einer kinematographischen Vorführung zu verschaffen! Derart „erhoben", muß es wohl nach der Meinung jener Menschenfreunde ein Vergnügen sein, aus der Welt zu scheiden. Das sogenannte, weil nicht gekannte, „dunkle Mittelalter" wäre solcher Roheit nie fähig gewesen. F. Voll.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114881011

